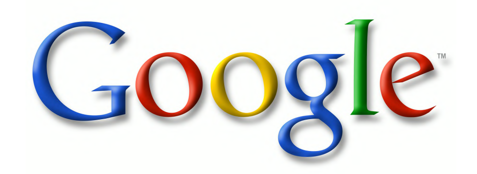





35. k. 19.
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Waldfried.

Eine vaterländische Familiengeschichte

in sechs Büchern.



35. R. 19.
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Waldfried.

Eine vaterländische Familiengeschichte

in sechs Büchern.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Waldfried.

Von

Berthold Auerbach.

Zweiter Band.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1874.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Ja, das Leben ist ein Amt.

Ich hatte noch große und schöne Amtspflichten. Das fing ich wieder an zu fühlen.

Ich war stumpf geworden, ich hatte das Leben hingenommen in willenloser Folge, wie man sich zu Tische setzt ohne Eßlust und nur eben weil das Dasein Nahrung heischt.

Ich war in Empfindsamkeit gerathen, Alles, was mich heilen und aufrichten sollte, machte mir neuen Schmerz; die bitterste Frucht des Grames erwuchs mir: Gleichgiltigkeit gegen die Welt.

Mein Gang war lichtlos in unwegsamen Abgründen; aber ich bin wieder an den hellen Tag herausgetreten, in die vielbetretene Lebensbahn.

Die Dorfwege führen in die Heerstraße, die Waldbäche, die in felsenverschränkten Thalgründen entspringen, fließen in den Strom, der sich in's Meer ergießt.

So auch mein Leben.

Ich hatte, vor Allem auf Betreiben Josephs, alle Stadien der Entwicklung in der Anpflanzung der Weißtanne zusammen geordnet und auf die große Weltausstellung nach Paris geschickt.

Ich erhielt den Ehrenpreis. Er gehörte in Wahrheit nicht mir, er gehörte meinem Sohne Ernst, der in scharfer Beobachtung und mit wissenschaftlicher Betrachtnahme mir seine Gedanken über Anpflanzung der Weißtanne mitgetheilt hatte.

Ich habe das Diplom mit dem Bilde Napoleons und die Denkmünze, worauf ebenfalls sein Bild ist, nur einmal geöffnet und dann wieder zugesiegelt. Man wird es in dem Kästchen finden, worin meine Entlassung aus der Festung und andere seltsame Erinnerungszeichen sich befinden.

Joseph ließ nicht ab, bis ich ihn nach Paris begleitete; er wollte die neuen Methoden zur Kyanisirung der Bahnschwellen dort studiren und behauptete, ich müßte ihm beistehen.

Ich war noch in jener Stimmung, in der es erwünscht ist, daß über das eigene Selbst von einem Andern verfügt werde.

Ich sah Paris wieder. Ich hatte es in den

ersten Dreißiger Jahren nur einmal besucht, um Lafayette kennen zu lernen; damals glaubten wir noch, daß das Heil der Welt von Paris käme.

Jetzt war ich wieder da, und wie klein erschien mir unser Wirken in der abgelegenen Straße der kleinen Residenz, im Abgeordnetenhaus.

Das Wetter bildet sich in ganz anderen Regionen; über Europa thront Jupiter Napoleon und regiert Blitz und Donner.

Ich sah den Mann umgeben von den Herrschern Europas. Ist das ganze Weltleben nicht ein Fastnachtsspiel? fragte es oft in mir.

Eines Tages, als ich in den elysäischen Feldern auf einer Bank saß und das Menschengetümmel an mir vorbeizog, rief mich ein Turko mit den Worten an:

„Sind Sie nicht Herr Waldfried?“

Ich erschrak in's Herz hinein. Ist das nicht die Stimme Ernsts? Doch ehe ich mich besinnen konnte, war der Mann in einer herandringenden Menschenwoge verschwunden; denn eben fuhr der Kaiser vorbei.

Ich sah noch den Mann mit dem rothen Fez, ich rief ihm, — er war verschwunden.

Hatte ich geträumt, oder ein Wirkliches erlebt?

Wenn es Ernst gewesen wäre, er hätte nicht so reden und wieder von mir gehen können, und wenn er es dennoch ist, so kommt er gewiß wieder. Stundenlang blieb ich auf derselben Stelle, damit der Verschwundene mich wieder fände. Die Menschen alle, die vorüber gingen, erschienen mir wie Schattenbilder, ich selbst wie der Welt entrückt.

Es wurde Nacht, ich mußte meine Herberge aufsuchen. Ich erzählte Joseph Alles; er behauptete, ich hätte geträumt, und doch ging er andern Tages mit mir und wir warteten stundenlang auf der Bank, aber der Entschwundene kam nicht wieder.

Auf dem Heimwege blieb ich eine ganze Woche bei meiner Schwester im Hagenauer Wald. Diese Schwester kann mir die Seele viel mehr aufheitern, als irgend eines meiner Kinder. Sie hat meine Kindheit mit erlebt und besitzt ein gutes Gedächtniß für alle kleinen Ereignisse im elterlichen Hause. Bei ihr habe ich zum erstenmal wieder von Herzen gelacht.

Bei meinem Schwager stand ich in ganz neuem Ansehen, weil ich einen Preis auf der Ausstellung bekommen hatte; er stellte mich seinen Bekannten immer mit diesem Ehrenzusatze vor. Ja, er

wollte, daß ich am 15. August, am Napoleonstage, bei einer Versammlung in Hagenau die Denkmünze an den Rock hefte. Er konnte es gar nicht fassen, daß ich sie nicht mit mir führte; denn die Franzosen wollen immer, daß Jeglicher seine Ehren auch vor der Welt darstelle. Ihr Selbstgefühl genügt ihnen nicht, und obgleich sich die gesammte französische Nation für die Ehrenlegion der Menschheit hält, will doch jeder Einzelne sich als ein Hervorragendes kund geben.

Ich traf hier einen jungen Sergeanten, der, wie mir meine Schwester anvertraute, um ihre älteste Tochter warb und nur auf die entsprechende Versorgung wartete. Der junge Mann, von sehr mäßiger Bildung, war doch überaus huldreich gegen mich und hoffte die Offiziersepauletten zu gewinnen, wenn es bald gegen Preußen losginge, das so frech war, bei Sadowa zu siegen und einen Frieden zu schließen, ohne dabei ein Stück Landes an Frankreich abzugeben.

Der junge Mann fühlte sich mir gegenüber äußerst überlegen und sprach sehr herablassend und gnädig über die Zukunft der süddeutschen Staaten; er hatte das Gefühl, mich zu belehren, während es

mir überflüssig erschien, ihm meinen Widerspruch kund zu geben.

Der Hagenauer Wald hatte für mich als Deutschen noch ein besonders Anmuthendes; denn ich gedachte, daß Kaiser Friedrich Barbarossa einen Theil desselben der Stadt Hagenau geschenkt.

Ich gab meinem Schwager mancherlei Rathschläge in der Waldkultur, aber er lehnte jede Neuerung, die natürlich Arbeit machte, entschieden ab. Es fehlte ihm — da er nur auf sein Soldatenthum stolz war und auf die Epauletten, die schön eingerahmt an der Wand hingen — an jeglicher Liebe zum Walde, und eine Vermehrung des Staatswohles, die nicht zugleich eine Erhöhung der persönlichen Stellung war, blieb ihm gleichgültig.

Einen guten Tag hatte ich bei meinem Schwager, dem Pfarrer. Ich ging mit ihm in die Kirche, und ich kann nicht sagen, wie mich's berührte, da ich hier deutsch predigen und deutsche Lieder singen hörte; einer der angesehensten Männer der Gegend, der Besitzer einer großen Hammerschmiede, spielte die Orgel mit großer Kunstfertigkeit.

Ich wurde ihm nach der Kirche vorgestellt; er war vor den Anderen zurückhaltend gegen mich,

aber am Nachmittag kam er zum Pfarrer, und dort in der Laube unter dem Nußbaum im Garten wurde frei darüber gesprochen, in welchen Gefahren der letzte Rest des Deutschthums und die evangelische Kirche im Elsaß stand.

Frankreich sei am glücklichsten gewesen unter Louis Philipp, sagte der Pfarrer, und da der Fabrikherr, nachdem er sich umgeschaut hatte, es wagte, auf den Kaiser zu schelten, entgegnete er, der Kaiser sei gar kein so schlimmer Mann, aber die Kaiserin verderbe Alles; sie sei eine Pfaffenfreundin und suche den Protestantismus zu zerstören und den Luxus zu vergrößern.

Ich kehrte heim. Johanna führte das Hauswesen und den landwirthschaftlichen Betrieb mit großer Umsicht.

Den ganzen Winter hindurch kränkelte ich und das Jahr darauf mußte ich in das Bad Tarasp; Richard begleitete mich.

Ja, ich war krank; denn als ich durch das Prättigau fuhr und neben uns die wilden Wasser der Landquart am Wege rauschten, war es mir, als wäre der Strom ein lebendiges Ungeheuer, das jetzt heraufkommt und mich faßt und verschlingt.

Als ich auf dem Fluella die erste Alpenrose pflückte, mußte ich weinen. Ich habe Niemand mehr, dem ich eine Blume bringen muß, die mir am Wege blüht.

Richard sah mich lange still an, dann sagte er: „Vater, ich weiß, was jetzt deine Seele bewegt. Laß dich's genügen, daß du der Besten ihr Leben so schön geschmückt."

Und droben auf der Paßhöhe, wo keine Pflanze mehr keimt, kein Vogel mehr singt, wo man nichts hört, als das Rauschen der Schneeströme, wo die Felsentrümmer nackt und kahl ragen und in den Schluchten der ewige Schnee lagert, da war mir's, als schwebte ich in der Ewigkeit, abgelöst von allem Irdischen und laut rief ich dort ihren Namen: Gustave.

Ach, wer hier oben mitten in der Erstarrung warten könnte, bis das Leben ihm erstarrt . . .

Weiter wurde ich gezogen, wieder zu Menschen, die sich an Hochpunkten angesiedelt hatten und der Fremden warteten. Ich war wie zugefroren, aber ich weiß noch die Stelle, wo ich zum Leben aufthaute. Nicht die großen Berge halfen mir, nicht die Fernsicht; ich saß am Wege und sah aus dem Steingerölle ein Büschel der blaublühenden Pflanze,

genannt Natterwurz, aufsprießen, und da war's, wo ich zu mir selber kam.

Sieh! Eine Hummel kommt geflogen. Sie senkt sich summend in die offnen Blüthenkelche, sie überspringt keinen, von oben bis unten, sie scheint nichts zu finden. Sie steckt den Rüssel hinein und fliegt davon zu einer andern Blüthe. Jetzt auf einem Nebenzweige bleibt sie lange in jedem Kelch und saugt mächtig,. und so fort und fort. Eine zweite Hummel kommt geflogen, es scheint eine jüngere. Auch sie versucht Blüthe um Blüthe, sie weiß wol nicht, daß schon Jemand vor ihr da war; sie scheint es doch endlich zu merken und überspringt nun zwei, drei Blüthen an dem ausgesogenen Zweig, bis auch sie endlich den ihrigen findet, wo Nahrung für sie ist.

Hier am Wegrain, wie dort oben wohin der Fuß des Menschen nicht gelangt, blüht eine Blume, sie blüht für sich und birgt in sich die Lebenskraft für ein Anderes.

Wie lange ich dagesessen, weiß ich nicht, aber als ich aufstand, empfand ich: das Leben ist wieder da im Mitempfinden für Alles, was festgewurzelt ist und was sich frei bewegt.

Meine verschlossene Seele war wieder offen für Licht und Luft des Daseins, und von jetzt an ward ich auch der hohen Berge inne und des erquickungsvollen Aus- und Aufblicks.

Ich lebte wieder leicht und frei mit den Menschen; ja, ich konnte es nicht lassen, anwesenden tüchtigen Schweizern oft und oft zu zeigen, wie fahrlässig und sündhaft hier zu Lande der Wald behandelt wird. Sie klagten, daß die kantonale Freiheit und die unbeschränkte Verfügung der Einzelnen jeden Waldschutz verhindern.

Ich habe viele gediegene Menschen kennen gelernt, und das ist doch immer das Beste.

Wir trafen die Wittwe unseres bei Königgrätz gefallenen östreichischen Vetters. Sie war überaus heiter, von einem Gefolge von Verehrern umgeben und prunkte in prächtigen Kleidern. Sie hatte uns nur oberflächlich begrüßt und schien an der bürgerlichen Vetterschaft kein Gefallen zu haben.

Noch ein Begegniß muß ich berichten.

Richard war es gelungen, am letzten Morgen einen großen Busch Edelweiß selber zu pflücken. Er kam den Berg herab, als der Wagen zu unserer

Abreise schon bereit stand, und in diesem Augenblicke hielt ein ankommender Wagen an, und darin saß Annette mit ihrer Kammerjungfer. Richard reichte ihr den Strauß.

„Haben Sie an mich gedacht, als Sie ihn pflückten?“ fragte sie.

„Ehrlich gestanden, nein!“

„Ich danke Ihnen für die Ehrlichkeit und für die Blumen.“

„Ich habe nicht gewußt, als ich sie pflückte, für wen; aber es ist mir lieb, sie in Ihrer Hand zu wissen.“

„Ich danke Ihnen; Sie sind immer aufrichtig.“

Und fort ging's. Unterwegs sagte Richard: „Unsere Verwandte, die Baronin, war eine ganz neue Figur; ich möchte sie die Bäderwittwe heißen. Das reist in Bädern herum, trägt Trauer oder Halbtrauer, ist interessant, läßt sich umschwärmen; es wäre doch Schade, wenn Annette auch etwas Aehnliches würde.“

Als ich ihm sagte: „Wenn sie heirathet, — und es wäre ihr sehr zu wünschen, — so hört sie auf, die Bäderwittwe zu sein,“ biß er sich eine Cigarre ab, die er schon lange in der Hand hielt.

Wir lagerten auf dem Heimwege im Schatten eines Felsens auf hoher Alp, und hier fand ich ein Sinnbild dessen, was zwischen Annette und Richard waltete: unter Brennesseln wuchs ein Vergißmeinnicht.

Zweites Kapitel.

Ich kehrte frisch gestärkt wieder heim, die Astern waren aufgeblüht, die sie noch gepflanzt hatte, und Martella hatte das Grab mit den schönsten wohlgepflegten Blumen besetzt; sie behauptete, daß die wilden Bienen dort am fleißigsten sich einstellen. Ihr Andenken begann sich mir allmälig nur noch überblüht darzustellen.

Ich ging zum Winter-Landtag; Martella begleitete mich. Wir wohnten bei Annette; sie hatte nicht abgelassen, bis ich ihr willfahrte, und es war uns Beiden wohl in ihrem schönen Hause.

Annette wollte Martella stets um sich haben, aber Martella hatte eine unüberwindliche, ich kann nicht sagen Abneigung, aber Scheu vor Annette; denn Annette konnte es nicht lassen, jede Aeußerung Martella's zu berufen, ja sie hatte einzelne ihrer Aeußerungen sogar in Gesellschaft wiederholt.

Richard, der nach unserer alten ständischen Verfassung als Vertreter der Universität, Mitglied der ersten Kammer geworden war, äußerte sich sehr ärgerlich, soweit das seine bemessenen Formen zuließen, nicht, daß ich Martella mitgenommen, sondern daß ich mich zur Wohnung bei Annette bereden ließ.

Er gab mir zu verstehen, daß Annette nicht sowohl um meinetwillen die Gastfreundschaft so betone, und es wollte auch mir scheinen, daß es ihr erwünscht war, nun auch Richard bei sich zu sehen, obgleich sich dieser herb und ablehnend, ja oft spöttisch gegen sie verhielt. Er war indeß oft bei uns und ließ sich von Annette zu allerlei Erörterungen verleiten.

Eines Abends, als wir Drei allein waren — Annette war zu einer Freundin ausgebeten — sagte Martella:

„Weißt du Richard, was für die Frau Rittmeister das Beste an dir ist?"

„Nein."

„Deine guten Zähne. Sie läßt sich mit deinen guten Zähnen ihre harten Nüsse aufknacken."

Da sprang Richard auf und umarmte und küßte Martella.

Martella ward feuerroth und rief: „Richard! Du bist so vornehm und so wild; wie paßt sich das?“

Aber Richard war voll Glückseligkeit, daß Martella getroffen, was ihm oft so zuwider war.

Martella, die mich sonst nie verlassen wollte, verlangte eines Tages plötzlich wieder heimzukehren. Annette hatte sie am Abend mit in's Theater genommen, wo als Anhängsel zu einer Schauspielvorstellung ein Ballet gegeben wurde.

Ein kleines Kind kam als schwebender Genius von oben herab, da rief Martella in die Versammlung hinaus: „Das thut weh!“

Alles schaute nach der Loge Annettens, wo Martella mit großen Augen wie abwesend dreinschaute.

Annette brachte sie aus dem Theater fort; Martella ließ sich nicht bewegen, mit irgend einem Worte zu erklären, warum sie das so erschreckt habe.

Ueberraschend war mir, wie Annette diesen Vorfall aufnahm, der doch sie selber den unliebsamen Blicken Aller ausgesetzt hatte. „Wunderbar!“ sagte sie. „Wir stehen in unbewußten Convenienzen. Im

eigentlichen Sinne des Worts herrscht ein stillschweigendes Uebereinkommen, daß Jedes als ein Stück Theaterpublikum oder Kunstgemeinde sich still verhalte und sich auf die beiden eigentlich kindischen Aeußerungen, Klatschen und Zischen, beschränke. Und so ist dieses Kind vollkommen unschuldig, und ich bin ihm dankbar, daß es mir einen neuen Aufschluß gegeben."

Am Morgen verlangte Martella heim. Ich telegraphirte, daß Rothfuß sie an der Bahn abhole und wir brachten sie zur Bahn.

Die Thätigkeit für das Vaterland hatte mich erfrischt. Auf meinen einsamen Gängen beschäftigte meine Seele wieder Anderes, als das ständige Denken über mein persönliches Leben.

Der Frühling war wieder da, und jene wunderbare Kraft, welche das Menschengemüth erneut, wirkte auch in mir.

Ich wurde oft zu Berathungen über gemeinnützige Angelegenheiten gerufen, und es war mir wie eine Erweiterung meiner kleinen Welt, daß ich in einem Nachbarbezirke viele tapfere Menschen kennen lernte, die Alle die Hoffnung für das Vaterland aufrecht hielten.

In den Sommerferien kam Richard zu uns. Er hatte mit dem Baron Arven die Waldbäche und die Seen mit Edelfischen bepflanzt. Es war ihnen in einzelnen Fällen gelungen, in anderen aber nicht; denn sie hatten keine reine Brut bekommen, es waren auch Hechte darunter gewesen.

Er hatte das Glück, die Fische in einzelnen Bächen gedeihen zu sehen, und nur darin empfand er einen heftigen Aerger, daß die Bauern in den benachbarten Dörfern nicht warten wollten, bis die junge Brut groß gediehen war, sondern jetzt schon die Fische wegfingen. Er brachte von Amtswegen eine Warnungstafel mit Strafandrohung zu Stande, aber Tags darauf fand er die Warnungstafel im Bache schwimmen.

Er bestellte nun einen Waldhüter als Wächter, und übernachtete selber in der schnell gezimmerten Blockhütte, und einmal hatten sie das Glück, einen Räuber gefangen zu nehmen.

Richard und der Waldhüter brachten den Frevler vor Gericht, und als Richard bei Tische seine hohe Befriedigung darüber aussprach, daß der Bursch nun auf sechs Wochen eingesperrt war, wurde Martella so zornig, wie ich sie noch kaum je gesehen,

und wurde immer zorniger, da Richard schnell den Spiegel herunter nahm und sagte:

„Da, sieh dich an! Du siehst am schönsten aus, wenn du zornig bist.“

„Es geht dich gar nichts an, wie ich aussehe!“ rief Martella. „So was mußt du deiner Rittmeisterin sagen, nicht mir!“

Richard erblaßte.

Annette wohnte seit Wochen ebenfalls in unserer Nachbarschaft bei der Baronin Arven, und kaum hatte Martella die Worte gesprochen, als wir Pferdegetrapp vor dem Hause hörten. Annette kam mit dem Baron Arven angeritten. Der Baron beglückwünschte Richard zum Einfangen des ersten Seeräubers, und auch Annette war voll neckischer Laune.

Der Baron brachte uns auch die Nachricht, die er von seinem Bruder, dem Oberforstdirektor erhalten, daß mein Enkel Julius zum Unterförster in der Kreisstadt ernannt worden sei und das nächste Regierungsblatt die Ernennung bringen werde.

Joseph wurde herbeigerufen; wir waren Alle sehr glücklich über diese Nachricht und Martella rief: „Den Platz hat sich mein Ernst gewünscht;

aber ich gönne ihn von Herzen der Fräulein Martha. Das gibt eine schöne junge Försterin, eine Stadtförsterin."

Wir hatten es vermieden, über dieses Verhältniß je zu sprechen; nun es kund gegeben war, freuten wir uns dessen Alle offen.

Drittes Kapitel.

Der Baron und Richard ritten nach dem wilden See, den sie ebenfalls hatten bepflanzen wollen; Annette begleitete sie.

Als es Nacht geworden, war Richard noch nicht zurückgekehrt. Ich saß allein am Tische und wartete auf ihn. In seiner Ordnungsmäßigkeit hatte er sonst immer gesagt, wenn er länger ausblieb.

Da kam Martella. Sie hatte hochgeröthete Wangen und sagte: „Vater, schicket mich fort, wohin es sei. Aber hier kann ich nicht bleiben. Ich will nicht Schuld sein, daß Einer schlecht ist.“

Zitternd und mit bedecktem Gesichte erklärte sie, daß Richard ihr gesagt habe, Ernst sei ihrer nicht werth, wenn er auch noch lebe, und wiederkehren werde er nie mehr. Und dann habe er gesagt, — sie wollte lange nicht sagen was. Endlich rief sie:

„Er habe mich von Herzen lieb und wolle mich zu seiner Frau machen, er, sein Bruder! Lieber soll man mir einen Stein um den Hals hängen und mich in den See werfen, zu seinen jungen Fischen. Ich hab's nicht glauben wollen, daß er's gesagt hat. Ich hab' ihm gesagt: Du machst einen schlechten Spaß; denk, wenn das deine Mutter wüßt', daß du so einen Spaß machst. Und da hat er mir geschworen, daß die Mutter gesagt habe, Ernst sei ungetreu an mir und sei deßwegen in die weite Welt hinaus. Kann das die Mutter gesagt haben? Eher springen mir die Augen aus dem Kopf, ehe mich mein Ernst verläßt. Aber mit meinen Augen will ich den Richard nicht mehr sehen, nie mehr! Lasset mich fort! Mich könnt Ihr ja fortschicken. Aber der Richard kann nicht aufhören, euer Sohn zu sein. Ich kann auch nicht aufhören euer Kind zu sein; aber ich kann fort, fort!"

Es ist nicht in Worte zu fassen, was Alles aus der Seele Martella's hervorsprudelte.

Ich tröstete sie und sie versprach mir in die Hand hinein, ruhig zu bleiben bis zum andern Tag.

Ich blieb allein wach, ich wollte warten, ob

Richard nicht käme. Er kam erst gegen Mitternacht.

Er wollte mir kurz: gute Nacht! sagen, aber ich hielt ihn fest. Er setzte sich zu mir und erzählte: er, der Baron und Annette hätten Rautenkron am See getroffen, und er lache sie aus über ihr Unternehmen. Er sage wol mit Recht: Wo keine Frösche, kein Storch; wo keine Mücken und Würmer, keine Vögel und keine Fische. In der sogenannten allgütigen Natur brauche ein Thier das andere zur gesegneten Mahlzeit. Auch gefriere der See jeden Winter vollkommen zu und habe keinen offenbleibenden Ausstrom; lebten Fische darin, sie müßten ersticken, denn sie könnten ja nicht athmen.

Rautenkron zeige viel gute Kenntniß in diesem Bereiche, aber er ließe sich nicht herbei, irgend mitzuwirken. Er freue sich vielmehr, daß in der Natur Vieles egoistisch sei und dem Menschen nichts bringe. So erzählte Richard.

Ich war so empört, als es mir unfaßlich erschien, daß Richard mir von solchen Dingen jetzt sprach und von dem, was mit Martella vorgegangen war, kein Wort erwähnte. Ich dachte an den Brief Ernsts, den ich am Todestage der Mutter

erhalten; es hat ihn Niemand gesehen, als ich; denn wie sollte ich den Frevel weiter verbreiten, daß Ernst seine Braut einem Andern zuwendete? Hat heute vielleicht grade ein offener Zerfall mit Annette Richard zu dem Unerhörten gebracht?

Ich suchte alle Empörung niederzukämpfen und sagte: „Du sprichst vom wilden See. Ja, wilder See! Ein unergründlicher ist in dir."

Der Professor sah mich groß an. „Was soll das, Vater?"

„Wie? Du fragst noch? Du wagst dich an ein Heiligthum, an die Braut deines Bruders?"

„Vater, hat sie dir selber gesagt?" — rief er stockend und ich erwiderte:

„Was liegt daran? Ich hab' bisher immer gemeint, du seiest noch braver, als ich in deinen Jahren gewesen bin. Laß mich bei der Meinung."

Weiter setzte ich kein Wort hinzu, und das war genug.

Am andern Morgen erklärte Richard, daß er abreise und es kostete mich viele Mühe, Martella zu bewegen, daß er von ihr Abschied nehmen dürfe.

Sie kam endlich unter der Bedingung, daß ich

dabei bleibe, wenn Richard ihr Lebewohl sage. Richard sagte ihr:

„Martella, du hast recht, bös auf mich zu sein. Aber ich selber bin noch böser auf mich, als du es sein kannst. Hier meine Hand! Ich betheuere, ich beschwöre nichts. Aber die Achtung, die ich als Mann verdiene, setze ich zum Pfande, daß du nie mehr ein unrechtes Wort von mir hören und einen unrechten Blick von mir sehen sollst. Lebe wohl!“

So war auch dieses Schwere ausgeglichen, aber es soll nichts ganz rein bleiben auf dieser Welt.

Ich weiß nicht, ob meine Tochter Johanna gehorcht hat, oder wie sie es sonst erfahren. Sie spielte am Mittag in gehässiger Weise auf das Vorkommniß an; denn als von dem eingesperrten Fischdieb die Rede war, sagte sie: „Menschen, die keine Religion haben, sind zu Allem fähig, und die Religionslosen, die einen Dieb einfangen, sind um nichts besser, als der Dieb selber; sie strecken ihre Hand begehrlich nach Dingen aus, die ihnen heilig und unberührbar sein sollten.“

Ich sah Richard den ganzen Winter nicht; nur einmal erhielt ich einen Brief von ihm, worin er

mir mittheilte, daß er einen Ruf an eine fremde Universität erhalten, den er aus vielen Gründen gern angenommen hätte, daß aber der Fürst ihn persönlich ersucht hätte, im Lande zu bleiben. Er fügte hinzu, daß er wieder so glücklich sei, seine einzige und ausschließliche Lebensbefriedigung in der Wissenschaft zu suchen und zu finden.

Ich hatte die Freude, daß Julius in meine Nachbarschaft versetzt wurde, und so oft er kam, war es wie Blumenduft im Haus, so rein, so frisch, so hell war seine ganze Natur.

Ich habe an diesem Enkel Freuden erlebt, die noch höher sind, als die an Kindern, und an das Frohgefühl über den ältesten Enkel sollte sich jetzt das über den ältesten Sohn anschließen.

Rothfuß war mein voller Freudgenosse. Er zählte die Tage bis zur Ankunft Ludwigs und so sagte er:

„Jetzt sind nur noch sieben Schritt. Rechter Fuß, Schlaf! linker Fuß, Aufstehen! oder auch umgekehrt, machen eben zusammen allemal einen Schritt.“

Mir selber wurden diese letzten Tage des Wartens auch schwer. Und doch hatte Ludwig ausdrücklich verlangt, daß ich ihm nicht entgegenreise.

In der Nacht vor seiner Ankunft wurde mir plötzlich so bang, daß ich meinte, ich müsse sterben.

Da kommt etwas die Treppe herauf, es athmet vor meiner Thür. Gewiß, er wollte mir das Bangen nehmen, er ist schon da.

„Wer ist?“

„Ich! Der Rothfuß! Hab' mir gedacht, daß Sie nicht schlafen können, und da fällt mir ein, daß die Leute ja sagen, ich sei so unterhaltsam, daß man dabei einschläft, und da hab' ich gemeint —“

Ich mußte über diese possirliche Kunst so herzlich lachen, daß mir ganz wohl wurde, und als der Rothfuß fort war, mußte ich nochmals lachen, und dann schlief ich und erwachte erst, als der helle Tag schien.

Viertes Kapitel.

(Am 28. Mai 1870.)

„Guten Morgen, lieber Heinrich!“ sagte sie heute vor 46 Jahren, als sie zum letzten Mal allein in ihrer Kammer erwachte.

„Guten Morgen, Gustave!“ sagte ich, als ich die Augen aufschlug. Es war unser Hochzeitstag, und alljährlich, so lange wir beisammen waren, war dieß das erste von ihren Lippen und aus meinem Munde, in Leid und Freud, immer gleich.

Und heute, als ich erwachte, hörte ich noch ganz deutlich aus dem Traume ihre Stimme: „Guten Morgen, Heinrich!“ Aber ich bin allein, sie ist mir entrissen.

Heute kommt unser erstgeborener Sohn aus der neuen Welt; ich schreibe diese Worte in der Morgen=

dämmerung, ich werde lange nicht mehr zu ruhigen Aufzeichnungen kommen. Ich will mich jetzt rüsten, meinem Sohne entgegen zu gehen.

(Juni 1870.)

Ludwig ist mit Richard nach der Residenz abgereist und ich habe jetzt Ruhe, seine Ankunft und sein Hiersein aufzuzeichnen.

Als ich die obenstehenden Worte am 28. Mai geschrieben hatte, hörte ich, wie Rothfuß die Halbkutsche aus der Scheune vor das Haus schob; dann drängte er den Heber unter das Gestell, nahm ein Rad nach dem andern heraus, salbte die Achsen und sang und pfiff dazu.

Als er mich am Fenster gewahrte, rief er mit froher Stimme herauf:

„Man wartet so lang auf die Kirchweih, bis sie da ist. Martella ist auch schon auf; sie hat den Bienen an ihre Fluglöcher rothe Bänder geheftet. Die Bienen sollen auch wissen, daß heute Fröhlichkeit bei uns im Hause ist. Sie hat dabei ‚Ernst‘ gerufen, als könnte sie ihn herbeizwingen. Aber heute dürfen wir nicht daran denken, daß uns noch Einer fehlt.“

Ja, da war's wieder; ein bitterer Tropfen fiel in jeden Freudenkelch.

Aber es ist eine große Kraft in der Seele; man kann sich zwingen, etwas zu vergessen, denn es ist Unrecht gegen meinen Sohn Ludwig, wenn ich in seine Heimkehr etwas Anderes mische, und es ist auch Unrecht gegen mich, wenn ich mir keine Freude mehr rein lasse.

Die Erinnerung an Ernst hatte mich aber doch zu gemäßigterer Haltung gebracht. Jeder Nerv zitterte in mir, daß ich glaubte, ich könne die Stunde nicht erleben, da ich Ludwig wiedersähe. Jetzt durch den vorübergeschwebten Trauergedanken war ich beschwichtigter.

Von Paris aus hatte mir Ludwig seine Photographie geschickt, damit ich ihn sofort erkenne.

Auch die Bilder seiner Frau und seines Sohnes hatte er beigelegt.

Ich las noch in seinen letzten beiden Briefen.

In dem Briefe aus Paris vom Sonntag den 24. April schrieb er: „Hier bin ich nun mitten in dem Tumult, in dem der Welterretter das Volk abstimmen läßt. Es ist eine wahrhaft teuflische Kunst, die letzte Wurzel der Wahrhaftigkeit zu fäl-

schen, und um auch gar nichts mehr unverdorben bestehen zu lassen, erklären die Minister, daß es sich darum handle, dem Lande für die Zukunft die Ruhe zu sichern, damit auf dem Throne wie in der Hütte der Sohn dem Vater in Ruhe folgen könne. Das Letzte, was noch keusch und rein in den Gemüthern, wird verwüstet, an den letzten Rest der Pietät wird appellirt, um sie zu fälschen.

Wie freue ich mich dagegen, mir die Seele rein zu baden in den erhabensten Tonwellen. Ich sehe es als einen weihevollen Eintritt in's Vaterland an, die Jahrhundertfeier Beethoven's mitzufeiern."

Joseph erwartete die Ankommenden in Bonn. Es vereinigte sich ihm wieder leicht das Höhere und das Gewinnbringende. Er schloß einen Vertrag ab, die Festhütte aus den Bäumen des Schwarzwaldes zu erbauen.

Ich betrachtete mir immer das Bild Ludwigs, und jetzt war mir's in der That, als sähe ich meinen Vater in seiner Jugendzeit; alle Geschlechter flossen in einander, als gäbe es gar keine Zeit.

Martella kam sonntäglich geschmückt in die Stube.

„Guten Morgen, Vater!" sagte sie. „Heute

höret Ihr noch eine Stimme, die sagt: Guten Morgen, Vater!"

Ich mußte denken, wie Ludwig die Braut des Bruders sehen wird, und sie erschien auch mir neu; sie schien in den vier Jahren, die sie nun bei uns war, größer und schlanker geworden. Sie trug das perlgraue Seidenkleid der Mutter und hatte die rothe Korallenschnur Bertha's um den Hals. Das unbändige braune Haar trug sie wie einen Kranz auf dem Kopfe, und in Gang und Haltung hatte sie etwas Anmuthvolles, Vornehmes. Ihr Antlitz war nicht mehr so rund, vielmehr länglich, und der trotzige Ausdruck war einer Milde gewichen; ja ein gewisser Schmerzenszug hatte sich seit dem Tode Gustavens ihren Mienen eingeprägt. Nur ihr weit offenes Auge hatte einen erhöhten breiten Strahl und etwas unruhig Suchendes.

Johanna und ihre Tochter hatten sich ebenfalls festtäglich gekleidet, so weit dieß bei Johanna thunlich war; denn sie legte seit dem Tode ihres Mannes die Trauerkleider nicht mehr ab.

Ich fuhr mit Rothfuß in der Halbkutsche; Johanna und ihre Tochter fuhren mit Julius hinten drein.

Martella blieb mit Karl im Hause, und die Lehrerin war gekommen, um backen und kochen zu helfen.

Als wir an der Sägemühle den Radschuh aushängten, sagte der Sägemüller: „Hab' schon gehört, heut' ist Ludwigstag."

Wir fuhren weiter, und Rothfuß sagte nur ein Mal: „Ich mein', die Bäume im Walde strecken sich und halten sich kerzengrade, um Parade zu machen vor unserm Ludwig."

Als wir oben am letzten Berg wieder den Radschuh einlegten, sagte Gaudens, der Wegner, der hier die Steine klopfte: „Der Ludwig wird doch sagen müssen, daß in Amerika die Straßen nicht besser gehalten sind." Es war verwunderlich, wie die Kunde sich überall hin verbreitet hatte.

Am letzten Dorfe vor der Bahnstation trat Funk aus dem Wirthshause und rief:

„Rothfuß! halt einmal an!"

Rothfuß blickte fragend nach mir und ich sagte: „Halt nur an!"

Funk erklärte nun, er habe es dahin gebracht, daß die Parteigenossen Ludwigs ihn nicht in feierlichem Aufzuge an der Eisenbahn einholten. Er

wolle das Familienfest nicht stören; aber am nächsten Sonntag werden es die Freunde der Freiheit sich nicht nehmen lassen, Ludwig als den der Menschheit Angehörigen zu begrüßen.

Ich konnte nur sagen, daß ich nichts für meinen Sohn zu bestimmen habe; er sei frei und selbständig.

Funk kehrte in's Wirthshaus zurück, wir fuhren weiter, und Rothfuß sagte: „Das ist ein Kerl wie ein Molch. Fällt der beim Hinaufklettern an einem Felsen auf den Rücken, wutsch! dreht er sich und ist wieder auf den Beinen.“

Wir kamen viel zu früh in der Stadt an, und ich ging umher, als wäre ich noch nie dagewesen und als gäbe es nirgends einen Stuhl, auf dem man ruhen könnte.

Jetzt fiel mir ein: ich hätte auch Ludwig mein Bild schicken müssen, damit er mich sofort wieder erkenne; denn seitdem hatte ich mir den Vollbart stehen lassen, und es wäre doch peinlich, wenn er mich nicht sofort erkennte.

Ich war schnell entschlossen: es war noch Zeit genug, mir den Bart abnehmen zu lassen, und als ich wieder zu Johanna und Rothfuß kam, waren

sie verwundert, mich so zu sehen; ich sagte ihnen aber nicht, warum ich es gethan.

Ich hatte eine Ahnung, Ludwig bringt den Ernst mit. Ich verzeichne das, weil man so oft von erfüllten Ahnungen spricht, aber nie von denen, die nicht eingetroffen sind.

Auf dem Bahnhofe waren Auswanderer aus dem Thale, ich kannte viele, und sie erriethen, was mir im Tiefsten lebte; denn bald der Eine, bald der Andere sagte: „Wenn ich etwas von Ernst erfahre, so schreibe ich's gleich."

Auch die Schlosserin war da mit ihren drei Kindern; die Kinder hatten Blumensträuße in der Hand und ich bat sie, sich einstweilen zurückzustellen, bis der erste Anlauf vorüber sei.

Ein junger Steinmetz aus meinem Nachbardorfe, der hier in der Werkstätte am Bahnhof arbeitete, begrüßte die Schlosserin gar freundlich, hielt ihre Hand lange, und sie lächelte. Wunderlich, wie man in solchen Stunden doch noch Anderes sehen kann! Es schoß mir durch die Gedanken: wer weiß, ob die nicht ein Paar werden!

Der Inspektor rief mich in seine Privatwohnung;

ich ging mit ihm. Bald kam er und sagte: „Das Signal ist da.“

Er führte mich die Treppe hinab und blieb an meiner Seite. Jetzt hört man's pfeifen, jetzt kommt der Zug um die Ecke — jetzt fährt er langsam. Es winkt Niemand aus dem Wagen. Ist er vielleicht nicht da?

Es steigen viele aus, von meinem Sohne zeigt sich nichts.

Da ruft ein Schaffner: „Herr Waldfried! Sie sollen hierherkommen.“

Er öffnet einen Wagenschlag, ich werde hineingehoben.

„Vater!“ ruft es, und von da an weiß ich geraume Zeit nichts mehr.

„Großvater, gieb mir auch eine Hand!“ ruft es. Aber vorher umarmt mich eine zarte Frau und küßt mich und weint.

Meinen Sohn an der rechten, meinen Enkel an der linken Hand führend, so gehe ich wie im Triumphe dahin; meine Schwiegertochter ging zwischen Johanna und ihrer Tochter.

Plötzlich läßt Ludwig meine Hand los und ruft: „Ernst, du da?“

„Ich bin nicht Ihr Bruder Ernst, ich bin Julius, der Sohn Ihrer Schwester Martina.“

„Wo ist Rothfuß?“ fragte Joseph, der mitgekommen war.

Ich hatte ihn schon gesehen; er stand beiseite, zündete ein Zündholz nach dem andern an und schien zu warten, bis Ludwig kommt und seine Cigarre bei ihm anzündet.

Jetzt warf er das Zündhölzchen weg und rief: „Hellauf! Schreiet Hoch, daß der Himmel ein Loch kriegt!“

Und Alles schrie „Hoch“, und als Ludwig und sein Sohn Rothfuß die Hand gereicht hatten und jetzt die Frau ihm die Hand schüttelte, sagte Rothfuß: „Die hat eine feste Hand. Das hast du gut gemacht, Ludwig!“

Ein Mann bei guten Jahren in strammer Haltung mit einem rothen Schnurrbarte hatte das Gepäck Ludwigs geordnet. Jetzt rief Ludwig: „Willem! lassen Sie nur stehen, kommen Sie her! Hier, Rothfuß, hier empfehle ich dir meinen Diener und Freund Willem! Gebt euch die Hand und seid einander werth!“

Rothfuß reichte ihm die Hand und fragte ängstlich: „Er spricht doch deutsch?“

„Zu Befehl! Kann sonst nichts.“

Es war Samstag, und die Juden des Städtchens pflegten sich an der Station herumzutreiben. Als wir endlich weggingen, kam der jüdische Lehrer auf mich zu und sagte: „Herr Waldfried! auf Sie paßt der Vers in der Bibel, wie Jakob seinen Sohn Joseph wieder sieht; da heißt es: Dein Antlitz zu sehen hab' ich nicht mehr gedacht, und nun zeigt mir Gott das Antlitz deiner Kinder. Sie sollen Alle miteinander gesegnet sein!“

Die Anrede des alten kleinen Männchens that mir tief wohl.

Fünftes Kapitel.

Funk hatte es sich doch nicht versagen können, mit dabei zu sein.

Als wir am Garten beim wilden Mann vorüberkamen, stand er dort mit mehreren Genossen am Zaune. Sie hoben die schäumenden Biergläser empor und riefen: „Der Republikaner Ludwig lebe hoch!“ Ludwig dankte nur mit dem Kopfe nickend und sagte:

„Vater, laß uns einsteigen und heimfahren!“

Die Wagen waren bereit.

Ich wollte, daß meine Schwiegertochter bei mir sitze, aber sie that es nicht anders, Ludwig und Wolfgang mußten zu mir sitzen, und so war sie mit Johanna und den Anderen hinter uns.

Rothfuß, der sonst eine so große Freude am Peitschenknallen hatte, bewegte jetzt die Peitsche nur still.

„Rothfuß, wie lange bist du schon bei uns im Haus?“ fragte Ludwig.

„Länger als du auf der Welt bist,“ lautete die Antwort und mein Enkel Wolfgang lachte hellauf und erzählte, daß sein Vater ihm diese Antwort genau vorausgesagt habe.

Wir fuhren durch das Städtchen. Alle Menschen kamen an die Fenster und grüßten.

Wir kamen am Hause des Kreisdirektors vorüber, die Familie saß im Garten. Wir mußten anhalten und in den Garten eintreten. Die Rosen blühten, und rosig waren die Gesichter der Menschen.

Der Mann, die Frau und die Töchter begrüßten die Ankommenden in herzlicher Art, und die Frau reichte meiner Schwiegertochter einen Rosenstrauß.

Auch der Sohn war da; er war Lieutenant geworden, und sein Antlitz war so hell wie das der Mutter und hatte etwas vom strengen Ausdruck des Vaters.

Julius stand mit Martha abseits bei einem blühenden Rosenbusch, und als ich Ludwig sagte: „Sieh hier deine zukünftige Nichte,“ übergoß die Beiden eine Röthe, daß sie den Rosen glichen.

Meine Schwiegertochter umarmte Martha, und dann schloß sie auch die Regierungsräthin in ihre Arme.

Ludwig drängte zur Heimfahrt, und die feine Frau dankte uns innig für den kurzen Besuch. Rontheim hatte indeß eine Flasche entkorkt und eingeschenkt.

Wir stießen an, wir tranken aus und fuhren davon, und Rothfuß rief: „Der Regierungsrath hat recht gethan, daß er eingeschenkt hat. Essen und Trinken ist die halbe Nahrung.“ Ludwig lachte herzlich.

Wir fuhren die Thalstraße entlang, und Ludwig hielt immer meine Hand.

„Die Häuser sind wieder aufgebaut,“ sagte er, auf die rechte Uferseite deutend. Dort hatte er in der 48er Revolution ein Kommando geführt und waren die Häuser eingeäschert worden.

„Wir haben ihn im Sack. Könnten wir ihn nur ein paar Wochen für uns im Sack behalten!“ rief uns Rothfuß vom Bock in den Wagen zurück.

Mein Enkel verstand ihn nicht, und ich mußte ihm erklären, wie er's immer treffe, was ich meine.

Ich hätte gewünscht, ich könnte Ludwig für

mich allein behalten und Niemand Theil an ihm geben, außer natürlich den Geschwistern.

Aus kurzen Worten entnahm ich, daß Ludwig meinem Gedankengang folgte, und das Erste, was er zu mir sagte, war wie der Text zu Allem, was nachfolgte: „Ich hab' das Wort der Mutter behalten, und mir ist es oft ein Wegweiser geworden: Wir haben Theil an der Welt, und die Welt soll Theil an uns haben."

Es schien mir, daß Rothfuß in sich hinein lachte. Ich hatte aber doch nicht recht gesehen; denn Wolfgang, der bei Rothfuß auf dem Bock saß, rief jetzt: „Vater, der Rothfuß weint."

„Was so ein Amerikaner nicht Alles sieht!" entgegnete Rothfuß und stellte sich aufrecht auf den Bock und knallte mit aller Macht.

„Also ist die neue Straße durch's Thal gemacht worden!" begann Ludwig. „Die hat wol der Antonin gebaut. Es wäre aber doch besser gewesen, man hätte sie auf's andere Ufer gelegt."

Die neue Straße war aber nur bis zur Landesgrenze geführt, von da bis zu meinem Wohnorte, zwei gute Stunden weit, war noch die alte in ihrem elenden Zustande.

„Vater," rief Wolfgang, „das sind die Grenzpfähle, von denen du mir erzählt hast."

„Ja," sagte Ludwig, „das ist noch das alte Deutschland, da ist noch die Trennung."

Ich glaube, ich habe noch nicht bemerkt, daß ich hart an der Grenze lebe. Mein Wohnort ist der letzte unseres Landes, und thalab beginnt das benachbarte Fürstenthum.

Es ist doch wunderlich. Was hatten wir einander Alles zu sagen, und jetzt sprachen wir zuerst von der Anlegung der neuen Straße.

Und das ist gut, das hebt weg über die Herzstöße, die man kaum aushalten könnte.

Ludwig hatte der Mutter erwähnt und weiter geschah es jetzt nicht mehr.

Sein Blick ging immer wieder in's Allgemeine, und als Wolfgang seine Freude über den wildrauschenden Thalfluß äußerte, sagte Ludwig zu mir: „Der Fluß könnte viel mehr arbeiten. Da fließen noch große Reichthümer, wirklich in's Wasser geworfen, aus unserm Thal in's Meer hinaus."

„Wem gehört eine Wasserkraft?" fragte Wolfgang.

Wir gaben ihm die entsprechende Auskunft, und

diese erste in die Vorkommnisse eingehende Frage war ein gutes Zeichen von dem wachen Sinne des Jünglings.

„Da drüben," rief Rothfuß, „ist ein Müller, der hat seine Wasserkraft grades Wegs vom Himmel." Er wies auf das Haus des sogenannten Donnermüllers, der sich so seltsam angebaut hat, daß sein Mühlrad nur geht, wenn ein Gewitter gewesen ist.

Vor dem Tunnel standen eine große Strecke weit Kirschbäume mit schlanken Stämmen, deren Gezweige sich wie ein wohlgeordneter Blumenstrauß darstellte, und auf den Höhen standen die Buchen noch mit ihren rothen Knospen, und gradweise konnte man die Laubentwickelung bemerken.

„Sieh, Wolfgang," sagte Ludwig, „da siehst du, wie der Frühling allmälig den Berg hinansteigt."

„Vater!" rief Wolfgang, „die Leute im Felde schauen Alle auf nach den Vorüberfahrenden am Wege."

„Sie kennen Alle den Großvater," erwiderte Ludwig. Und zu mir gewendet, erklärte er: „Es fällt dem Jungen auf; denn der Amerikaner schaut nie

von seiner Arbeit auf, und wenn sieben Bahnzüge zehn Schritte an ihm vorübersausen."

An der Grenze begrüßte uns der Wegner Gaudens.

Wir hielten bei ihm an. Er kam an den Wagen, streckte die Hand hin und rief: „Kennt man mich noch?"

„Ja, freilich; du bist ja der Gaudens."

„Ja, bin leicht zu finden. Von da um die Eck' bis gegen den Maiengrund ist mein Revier. War doch schön damals in der Revolution. Ich hab' mich hinausgelogen. Ja, Ludwig, bist weit in der Welt herumgekommen. Nicht wahr, am besten ist's doch daheim? Ist das dein Sohn?"

„Ja."

„Grüß Gott! Und eine Staatsfrau hast du. Schad' um deinen Ernst. Er ist ein so herzensguter und gescheidter Kerl und macht so böse und so dumme Streiche. Ich möcht' nur auch einen Platz haben, wo ich Nebenverdienst von Obst und Gras an der Straße hätte. Hier wird nichts reif als Tannenzapfen."

Als Wolfgang ihm zum Abschied die Hand gab, sagte er: „Der hat feine Händ', der kann nicht die

Spitzhacke schwingen wie du damals, wie du deine erste Straße gebaut hast."

„Wie schön ist's hier," sagte Wolfgang. „Hier kennt man alle Menschen und alle Menschen kennen Einen. Man geht an Keinem fremd vorbei."

Er hatte Recht. So ist's. Das macht das Leben voll, aber auch schwer.

Als wir vom Forsthause weg, wo die schöne Försterin mit dem Kinde auf dem Arme grüßte, oben am Berge dahinfuhren und in's Thal hinabschauten, wo drunten die Heustadeln auf der Thalwiese und am Hang zerstreut stehen, sagte Ludwig:

„Wenn ich heim dachte, mußte ich immer am meisten diesen Blick in's Thal denken. Da bin ich einmal mit Ernst, als er noch klein war, gegangen, und Ernst sagte: Ludwig! Stehen die Heustadeln nicht da, wie eine zerstreute Heerde Kühe auf der Weide?"

Er mußte beobachtet haben, wie mich das ergriff und er setzte hinzu: „Vater! wir müssen die Kraft haben, an die Verstorbenen und an den Verlorenen ruhig zu denken."

Als wir den Wald sahen, der dem Ohm Linker

und mir gehörte, freute sich Ludwig, wie er so neu und kräftig bestanden sei.

Er fragte dann nach Martella, und als ich ihm berichtete, wie seltsam es sei, daß sie einen besondern Widerwillen gegen Amerika habe und nichts davon hören wolle, sagte er: „Glaubst du nicht, Vater, daß da eine unaufgeklärte Vergangenheit und vielleicht eine schlimme sein kann, die mit Amerika zusammenhängt?“

Ich erschrak. Die Sache war mir auch neu räthselvoll.

Ludwig freute sich des Wiesenthals, wo er die Bewässerung mit Stellfallen angelegt hatte. In besonders guten Jahren konnte man da vier Mal mähen, drei Mal aber sicher. Es hatte auch dem Wiesenbauern den Werth seines Besitzthums verdoppelt.

An der Sägemühle trafen wir Karl, der eben mit der Winde einen Sägstamm vom Wagen hinabrollte, daß es laut kollerte.

Jetzt wendete er sich grüßend, und die Frau sagte: „Das ist ein schöner Mensch. So habe ich mir deine Landsleute gedacht.“

Wir stiegen ab und gingen allesammt zu Fuß bergan bis nach unserm Dorf.

Als Ludwig den Kirchhof sah, that er den Hut ab und stand eine Minute still; dann schritt er wieder rüstig vorwärts.

An der Freitreppe des Hauses reichte er seiner Frau die Hand und sagte: „Seid willkommen in meinem Elternhause!“

Martella stand oben auf dem Söller. Sie hielt sich fest am Geländer, sie regte sich nicht.

„Die schöne Mädchengestalt dort, mit starrblickenden großen Augen, das ist wol die Braut Ernsts?“ fragte Ludwig.

Ich bejahte.

Wir gingen die Treppe hinan und traten in die Stube. Martella reichte jedem Ankommenden still die Hand; sie schien wie in Gedanken verloren, sie sprach kein Wort.

Die Schwiegertochter und Wolfgang waren erstaunt, daß wir jetzt noch Feuer im Ofen machen ließen.

Eine kleine Erzählung gab uns Allen sofort eine heimische Stimmung.

Ich erzählte meiner neuen Schwiegertochter, daß ich so glücklich mit meiner Frau gelebt, aber wir uns doch auch in einander hatten fügen müssen.

Sie ließ immer früh im Herbst, und noch lange in den Sommer hinein, Morgens und Abends die Wohnstube heizen. Es ward mir schwer, das zu ertragen, bis wir uns nach und nach zur gleichen äußern Temperatur stimmten, und die wohldurchwärmte Stube ward mir bei der Heimkehr vom Felde zur besondern Freude.

„Ich verstehe das ganz und danke Ihnen, daß Sie mir zuerst von der Mutter erzählen," sagte meine Schwiegertochter.

Martella blieb verschlossen und starr gegen die Ankömmlinge und ließ sich den ganzen Abend nicht mehr sehen. Sie blieb in der Küche und ließ das Essen von einer Magd auftragen; sie hatte mit Hülfe der Schulmeisterin ein treffliches Essen bereitet.

Wolfgang verlangte beständig nach dem Familienwald, und da noch heller Tag war, ging Ludwig mit seinem Sohne dahin.

Ich war mit der Schwiegertochter allein, und jetzt als ich sie im Hause umherführte und ihr namentlich das Zimmer mit den Gypsabgüssen zeigte, lernte ich ihre ruhige und gediegene Weise zum ersten Mal kennen.

Als Ludwig aus dem Walde heimkehrte, sprach er seine besondere Freude aus an dem Brunnen, den die Mutter beim Bau des neuen Waldweges hatte herrichten lassen. Er versprach sofort, in der Eisengießerei eine schöne Säule mit einer Röhre zu bestellen.

„Die Mutter hat mir die Liebe zu den Brunnen eingeflößt,“ sagte er. „Ich habe beim Bau der Wasserleitung fast täglich ihrer gedacht und habe die ganze lange Strecke, wo die Röhren unterirdisch laufen, mit Tannen bepflanzt, so daß da ein schöner Wald aufschießt und die Temperatur des Wassers sich immer gleich bleibt. Aus all dem Großen und Gewaltigen, das ich in Amerika sah, hat mich ein kleines Denkmal am meisten ergriffen. Es war das für Friedrich Graff, der die Wasserleitung in Philadelphia gebaut hat.“

Es wurde Nacht. Wir saßen still auf der Laube und Wolfgang rief: „Die Sterne glänzen hier heller, als sonst.“

„Das kommt von dem dunkeln Wald,“ sagte Ludwig.

Und dort über dem Familienwalde, über den Baumspitzen, just wie aufgesetzt, glitzerte ein Stern

und funkelte mit einer Helle, die auch mir wunderbar erschien.

Ludwig benahm sich mit großer Selbstbeherrschung und Mäßigung. Er sprach leise, um jede Aufregung niederzuhalten.

Als die Ankömmlinge schlafen gegangen waren, saß ich noch lange mit Rothfuß vor dem Hause.

Rothfuß konnte nicht einig mit sich werden. Er sagte: „Unser Ludwig ist der Gleiche geblieben und ist doch anders. Er ist nicht mehr gewachsen und ist doch größer.“

Er erzählte mir, daß Ludwig zu ihm in den Stall gekommen sei, und als er ihm sagte: „Da der Schweißfuchs ist der Sohn von unserer Schimmelstute, da habe er den Gaul an der Mähne festgehalten und habe gesagt: Rothfuß! du bist getreu an meinem Vater gewesen. Ich kann dir's nicht vergelten. Aber wünsch dir was! ich thu' dir, was ich kann.“

Weiter hat der Rothfuß nicht gehört. . .

Er hat weinen müssen, wie ein Schloßhund. Und jetzt möcht' er wissen, was er wünschen soll. Er sagte, es solle ihm Niemand rathen; er müsse es selber finden. Wir sprachen dann lange kein

Wort. Nichts war hörbar, als das Rauschen des Röhrbrunnens vor dem Haus.

Auch droben konnte ich nicht zur Ruhe kommen. Ich lag noch lange unter dem Fenster.

Mir war, als wandelte ein unsichtbarer, unhörbarer Geist durch das Haus und gab ihm einen Frieden, eine Ruhe, wie sie sonst auf dieser Welt nicht zu finden.

Da rief der Nachtwächter die Mitternacht an, und als er geendet, öffnete sich das Fenster in der Kammer Ludwigs und er rief: „Tobias! Komm morgen zu mir! ich hab dir was zu geben.“

„Bist du noch wach?“ rief ich.

„Ja, Vater! und wie ich den Nachtwächter gehört, da hab' ich erst recht gewußt, daß ich daheim bin. Jetzt verstehe ich das Sprichwort: Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim. Erst in der Fremde lernt man verstehen, was es heißt, daheim sein.

Aber jetzt geh auch schlafen! Gut' Nacht Vater!“

Sechstes Kapitel.

„Der Herr Professor ist angekommen!“ rief mir Martella am frühen Morgen zu, als sie hörte, daß ich wach sei. Ich muß bemerken, daß Martella fortan Richard immer „Herr Professor“ nannte.

Das Wiedersehen der Brüder war herzergreifend.

Die Frau Ludwigs erschien in sehr kleidsamer Tracht am Morgen in neuer Anmuth. Sie trat sofort in ein freundliches Verhältniß zu Richard. Sie stellte sich als Professorenkind vor und die formvolle Art Richards schien ihr vornehmlich zu gefallen.

Wolfgang war besonders bewegt und sagte leise zu mir:

„Ich spreche jetzt die besten Worte zum ersten Mal, ich sage Großvater, ich sage Onkel und ich sage Tante,“ wendete er sich schnell zu Johanna.

„Und zu Julius habe ich auch Vetter gesagt und bald habe ich noch mehr.“

Richard betrachtete den auf der Schwelle des Jünglingsalters Stehenden mit strahlendem Blick; er mochte wol empfinden, was es ist, einen Sohn vor Augen zu haben.

Bald waren die Brüder mitten im eifrigsten Gespräche über die großen Weltverhältnisse. Richard warnte den Bruder davor, daß er seine Heimkehr von den Demagogen mißbrauchen lasse, die nichts wollen, als immerdar Unruhe verursachen und alles Bestehende und Werdende beschimpfen, ohne ein wirkliches, von ihnen selbst geglaubtes Ziel im Auge zu haben. Als er ihn ermahnte, auf der Hut zu sein und sich nicht von Diesem und Jenem in Anschauung der vaterländischen Dinge beeinflussen zu lassen, erwiderte Ludwig: „So erlaube mir, gleich bei dir den Anfang zu machen.“

Richard bemerkte, daß in historischen Dingen die Raumentfernung die Zeitentfernung ersetze; ein Amerikaner mit freiem Blicke könne die heutigen Zustände Europas sehen, wie wir sie vielleicht erst nach Jahrzehnten betrachten. Als er Ludwig

fragte, ob wir nicht hoffen dürfen, daß er nun in der alten Welt bleibe, erwiderte Ludwig: er glaube nicht, daß er bei aller Heimathsliebe wieder die absolute Unabhängigkeit des Amerikanerthums aufgeben könne.

„Und wie denken Sie, liebe Schwägerin?"

„Ich bin mit meinem Manne einig."

Richard sprach den Wunsch aus, daß Ludwig einstmals das väterliche Gut übernehme, da Niemand außer ihm es könne, und es schien mir, daß er durch Alles, was er sagte, Ludwig dahin zu bestimmen suchte, sich mit den vaterländischen Zuständen zu vereinbaren.

Ludwig, der über Frankreich gekommen war, hatte viel zu berichten über die große Bewegung, die das Plebiscit dort hervorgebracht.

Ueber den entsetzlichen Betrug, der mit dem Wahrspruch des Volkswillens getrieben würde, waren beide Brüder einig, nicht so über das, was damit bewirkt werden solle.

„Ich mußte," sagte Ludwig, „jetzt oft an unsern alten Magister denken, der uns die philosophische Schönheit der lateinischen Sprache daran erklärte, daß es von volo keinen Imperativ gibt. Nun hat

der Verfasser des Cäsar durch das Plebiscit gezeigt, daß es auch von volo einen Imperativ gibt."

Ludwig behauptete, daß die Mehrheit der gebildeten Franzosen Napoleon hasse und verachte; denn alle großen Städte, Straßburg mit einer kleinen Majorität ausgenommen, hätten in der Mehrzahl mit „Nein" gestimmt; aber sie haßten und verachteten in ihm nur, was sie selbst seien; denn jeder einzelne Franzose wolle eigentlich ein Napoleon sein und das Nein, das ein Theil der Armee ausgesprochen habe, heiße: wir wollen Krieg.

„Napoleon hat jedes Pflichtgefühl untergraben und Frankreich hat das große Unglück: Niemand glaubt mehr an die Rechtschaffenheit, an die ehrliche, selbstlose Hingebung des Andern. Ich habe auch in Amerika die französische Emigration kennen gelernt. Es ist freilich falsch, ein Volk nach seiner Emigration zu beurtheilen. Aber auffallend ist doch, da sich zeigte, die französischen Emigranten haben kein Vertrauen zu irgend einem Menschen."

Richard hatte dagegen eine überaus gute Meinung von den Franzosen. Er erzählte, daß er zur Zeit, als er in Paris in der Bibliothek arbeitete,

viel in Frankreich gereist sei und Franzosen aller Stände kennen gelernt habe.

„Die Franzosen sind fleißig und mäßig und das ist viel. Ein solches Volk hat einen hohen Beruf. Sie haben einen feinen Sinn für wohlgefällige Erscheinung, und das macht sie an sich liebenswürdig und gibt auch ihren Arbeiten das Gepräge des guten Geschmacks. Sie lieben das Dekorative, sei es auch eine schimmernde Phrase oder ein Orden. Könnte das, was seiner Natur nach allgemein sein soll, als Auszeichnung gelten; gäbe es einen Orden der republikanischen Tugend, ich glaube, die Franzosen wären unbeugsame Republikaner.“

„Ja und sie sind human,“ sagte Ludwig, „der Eitle und Eingebildete ist gern human und mittheilsam. Er hat so viel Vorzügliches, daß er gern allen Menschen daran Theil gibt; er wird ärgerlich und fast bös, wenn die Andern das nicht annehmen wollen; das heißt ja, nicht an seine Vorzüglichkeit glauben und nicht nach eben dem Hunger und Durst haben, was er für so delikat hält.“

Die beiden Brüder verloren sich in allerlei Erörterungen, und Richard, obgleich der Jüngere, drückte eine gewisse gönnerische Zufriedenheit aus,

daß Ludwig in der Schule der Wirklichkeit gemäßigter geworden sei. Denn die Brüder hatten sich darin geeinigt: Wie keine allein seligmachende Kirche, so gebe es auch keine allein freimachende Staatsform. Alles käme schließlich auf Gewissenhaftigkeit und sittliche Führung der Bürger hinaus, und darum sei weder die republikanische Staatsform eine Garantie der Freiheit, noch die monarchische die nothwendige Form der Knechtschaft.

Die beiden Brüder verstanden sich jetzt viel besser, als in früherer Zeit.

Richard hat ausschließlich das Allgemeine im Auge, während ich nur thätig sein kann für solche, die ich als Einzelne sehe. Ich denke mir zunächst, wie wirkt eine Maßregel auf Diesen und Jenen? Anders Richard. Er hat keine Liebe, kein Auge für das Einzelne, aber einen weittragenden Blick für das Allgemeine. Er sieht Alles aus einem gewissen vornehm historischen Standpunkt. So sieht er unsere nächste Bergesheimath mit künstlerischem und wissenschaftlichem Auge, die Erhöhungen und Vertiefungen betrachtend, ohne eigentlich an die darin wohnenden Menschen zu denken. Er sieht nicht Dörfer, viel weniger Einzelne.

Ich habe durch meinen Sohn Richard eine Erfahrung gemacht, die mir ein langes Lebensräthsel löste. Er hat keine Liebe zum Volke und ist doch auch ein Kämpfer für die Freiheit. Ich konnte bisher nicht begreifen, wie das möglich sei. Jetzt ist mir's klar.

Es gibt zweierlei Arten von Freiheitskämpfern. Die Einen wollen die Freiheit als logische Consequenz, die Anderen als humanes Erforderniß. Diese sind gestört, wenn sich das Volk oder einzelne Gruppen aus ihm widerspenstig oder gar unwürdig und niedrig erweisen. Jene haben es nicht mit den Menschen zu thun, sondern mit dem Gedanken, sind daher fester, herber und phrasenloser.

Richard war früher mit dem ganzen Thun und Behaben Ludwigs uneinig und unzufrieden gewesen; ihm widerstrebten alle Gewaltsamkeiten. Nun war Richard liberaler, Ludwig conservativer geworden. Gerade in Amerika, wo Alles in so flüssigem Zustande sich bewegt, hat Ludwig Haltung und Bedeutung fester Formationen neu schätzen gelernt, oder eigentlich zum ersten Mal erkannt.

In ihrer Kindheit, als mein nachmaliger Schwiegersohn, Pfarrer Senser, Hauslehrer bei mir war,

haben die beiden Knaben viel mit einander musicirt und es gehörte zu meinen schönsten Hausfreuden, mit Gustave das Violoncellspiel Richards und das Clavierspiel Ludwigs zu hören.

Ludwig hat die Musik aufgegeben, und die Beiden können nicht mehr mit einander musiciren. Aber wie ich sie jetzt in freier Wechselrede sprechen hörte und der Eine Stimmung und Gedanken des Andern in seine eigene Tonart übertrug und weiterführte, neue Gedankenverbindungen hinzufügend, und bald das Auge des Einen, bald des Andern auf dem Sprechenden glückstrahlend ruhte, ja das war noch schöner und herzerquickender, als alle Musik.

Dabei wahrte doch jede Natur im Grunde ihre eigene Melodie.

Richard war des herrschkräftigen Mannes oder des schicksalwendenden Ereignisses gewärtig, das befehlen würde: Komm und folge mir nach. Ludwig fügte hinzu, nur ein Mann von kalter Willenskraft und von ruhiger, fester Hand, der die Linie des erforderlichen Messerschnitts genau innehalte, werde die Befreiung vollziehen.

Mit einer Wärme, die an ihm selten war, pries Richard das Glück, von der Opposition erlöst

zu sein. Und als Ludwig beistimmend sagte, daß nun auch für Deutschland die Zeit komme, wo nicht blos Diejenigen die Freien seien, die unzufrieden sind mit den Gesetzen und Einrichtungen, drang Richard nochmals darauf, daß Ludwig erwägen möge, wie hart es sei, wenn Keiner von uns das Erbgut antreten würde und dies dadurch einst in fremde Hände käme.

„Das ist kein Unglück," erwiderte Ludwig. „Unsere Nachkommen mögen wieder arme Leute werden, wie unsere Vorfahren waren. Aller Besitz muß wechseln. Es ist noch ein Stück Aristokratie, die sich mit Gemüthlichkeit einhegt, an einem sogenannten Erbgut festzuhalten."

Richard war betroffen von diesem Gegensatze, sagte aber: „Du kennst die Geschichte der Indianer besser, als ich. Aber weißt du, was jener Häuptling erwiderte, da man ihn bereden wollte, mit den Seinen in ein anderes Gebiet zu ziehen? ‚Gebt uns die Gräber unserer Vorfahren mit.' Und, Ludwig, dort drüben ist das Grab unserer Mutter."

Es trat eine längere Pause ein und Ludwig sagte nur: „Es ist nicht recht, daß du mich so bedrängst."

Martella hatte dabei gesessen, als die Beiden so traulich mit einander sprachen. Sie verstand wahrscheinlich wenig davon, denn sie ergingen sich in weiten Zukunftsgedanken für die gesammte Bildung der Welt. Aber Martella sah bald auf den Einen, bald auf den Andern und dann auf mich und nickte Jedem zu. Und als wir später allein waren, sagte sie zu mir: „Vater, ich hab' Eure Freude in den Augen gesehen und nicht wahr, Ihr habt auch meine Gedanken gehabt? Ach, wenn der Ernst wüßte, wie seine Brüder beisammen sind und so aus Herzensgrund mit einander reden! Aber wenn er da wäre, er könnte doch noch das Gescheidteste dazu geben; denn so wie er ist keiner."

Siebentes Kapitel.

Der Diener, den Ludwig mitgebracht hatte, trat ein und fragte, ob er heute mit der Frau Pfarrerin in die Kirche gehen könne?

„Geh nur," erwiderte Ludwig, und stumm grüßend in knapper militärischer Wendung verließ der Diener die Stube.

Richard fragte, woher der Mann sei; seine Aussprache sei offenbar die norddeutsche.

Ludwig erwiderte: „Ja, er ist ein Musterbild der norddeutschen Disciplin und Verläßlichkeit.

Er war am Verkommen, als ich ihn kennen lernte, obgleich ihm jede Arbeit recht war. Ich nahm ihn in Dienst, und was ich ihm auftrug, vollführte er mit einer naturgesetzlichen Sicherheit.

Eines Abends nehme ich ihn mit und sage ihm vor dem Stadthause, wo ich Mehrere zu sprechen hatte: Willem, warte hier!

Ich gehe hinein, habe eine lange Verhandlung, vergesse Willem und gehe zu einem andern Thor hinaus.

Andern Morgens komme ich wieder nach dem Stadthaus, da steht Willem.

„Was thust du hier?“ frage ich.

„Ik warte,“ sagt er.

Er hat die ganze Nacht gewartet und hätte wol auch noch den Tag gewartet, wenn ich nicht zufällig gekommen wäre.

Von da an hieß der Diener immer unter uns: Ikwarte.“ —

Es war ein wohliges Beisammensein, eine von jenen Stunden, wo man nicht aufstehen mag von seinem Sitze, weil man nichts ändern mag, auch nicht in der äußern Art des Beisammenseins. Es war uns aber nicht mehr lange vergönnt.

Die Frau des Schlossers kam mit ihren Kindern; sie brachten einen Topf schönen Honigs und frische Sträuße von Maienblumen und Gelbveigelein.

Ludwig ermahnte die Kinder — es waren zwei Mädchen und ein Knabe — sich ja nicht als Amerikaner zu betrachten; denn wenn man in Deutsch=

land so arbeiten wolle, wie in Amerika, könne man's eben so weit bringen.

Die Frau sagte, sie habe in den nächsten Tagen mit Ludwig allein zu reden; denn sie betrachte ihn als Vormund ihrer Kinder. Ludwig versprach, sie bald zu besuchen.

Neue Ankömmlinge gaben der Davongehenden die Thür in die Hand.

Funk kam; er ließ aber wohlweislich sein Paradepferd, den Schweizer-Schmalz, der sein Stück Landestracht, die rothe Weste mit runden silbernen Knöpfen, breit sichtbar machte, vorausgehen. Er schritt gewichtig einher mit seinem Stiernacken, dem wohllebig glänzenden Gesichte und den dicken Augenlidern, woraus verächtlich blickende kleine Augen glänzten. Ihm folgte der Advokat des Städtchens, eine feine Erscheinung und ein in der That edler Mensch, der nur seine fixe Idee hatte, daß man die Welt vor dem Korporalismus bewahren müsse.

Hinter diesen Beiden, mit denen sich Funk wohl sehen lassen durfte, kam er selbst. Er war seit vier Jahren nicht in meiner Stube gewesen.

Der Schweizer-Schmalz nahm zuerst das Wort

und hieß in kurzen biederen Worten Ludwig willkommen.

Zum ersten Male vermied er seine hochmüthige Weise, in welcher er Jeden als „kleines Mannle“ behandelte. Die große, achtunggebietende Erscheinung Ludwigs ließ das nicht zu.

Darauf hielt der Advokat eine etwas längere schwungvolle Rede, und ich mußte Richard um Ruhe bitten, denn er raunte mir zu: „Und das am frühen Morgen! Ohne Zuhörerschaft von leeren Flaschen!“

Funk reichte nur still die Hand und nickte dazu bedeutsam, als wollte er sagen: du weißt schon, was ich meine.

Martella brachte Wein und Gläser, und mir that es weh, wie Funk sie betrachtete, der sie vor Jahren bei der Wählerversammlung so boshaft hereingezerrt hatte.

Ich hatte Ludwig nichts von dem Zerfall mit Funk gesagt.

Funk fragte nach Diesem und Jenem von den ausgewanderten Revolutionsgenossen. Von Manchen konnte Ludwig keine Auskunft geben, von Einzelnen hatte er Gutes, von vielen Andern Trauriges zu berichten.

Ludwig eiferte gegen die Auswanderungslust.

Funk schien diese Wendung ungenehm, aber Ludwig hatte die Kraft, das Gespräch nach seinem eigenen Willen zu lenken, und mehr gegen den Advokaten gewendet berichtete er von den intimen und in alle Häuslichkeiten dringenden Beziehungen Deutschlands, vorzugsweise Süddeutschlands, zu Amerika. Die erste Generation der Ausgewanderten gelange trotz Noth und Elend, trotz Unkenntniß der Sprache doch durch innewohnende Willenskraft in einer größeren Zahl zu Reichthum, Ansehen und Ehre, als deren Kinder, die zweite Generation, die in Amerika geboren ist.

Es sei statistisch erwiesen, daß die erste Generation, trotz Noth und Verführung, weit weniger Insassen für das Zuchthaus liefere, als das zweite Geschlecht; dagegen käme aus den Eingewanderten ein größerer Prozentsatz in das Irrenhaus.

Funk sah unwillig drein und leerte sein Glas auf einen Zug aus. Er lachte zwar, aber es war ihm nicht wohl dabei, als der Schweizer-Schmalz sagte:

„Da hast du's. Hab dir immer gesagt: Geringe Leutle können auswandern. Wer ein rechter

Mann ist," und dabei streichelte er seinen Bauch, „weiß, wo er daheim ist."

„Ich glaube, daß du auch einer der Getäuschten bist," ergänzte Ludwig. „Du kannst nicht wissen, oder wenigstens nicht genau, daß die Unternehmer der neuen Eisenbahnen in Amerika durch Besiedelung des von der Bahn durchzogenen Gebietes den schlechten Cours der Bahnaktien erhöhen wollen, und daß Viele bestochen sind, die das auch nicht wissen."

Funk brachte den Plan vor, daß an einem von Ludwig zu bestimmenden Sonntag eine Festversammlung aus dem ganzen Lande stattfinden solle zu seiner feierlichen Begrüßung. Er sei in diesem Augenblick doppelt willkommen; denn er werde helfen, die Preußenseuche auszutreiben.

„Du liebst noch immer die aufgesteiften Worte," erwiderte Ludwig und fügte hinzu, wie seltsam es sei: seit dem Wiener Congreß rufen alle Vaterlandsfreunde nach einem Manne, der mit starker Hand und klugem Bedacht rücksichtslos Deutschland zusammentreibt, und nun er da sei, werfe man mit Steinen nach ihm.

„Und weißt du, Professor, was mich an Bismarck noch besonders freut?" rief er schelmisch.

„Wie soll ich das wissen!“

„Der Mann hat das seltene Glück, daß sein Name auch phonisch in allen Sprachen gleich ausgesprochen wird.“

„Wir haben gemeint, wir kämen zum alten Tyrannenfeind und Republikaner,“ rief Funk.

„Der bin ich noch,“ erwiderte Ludwig. „Die Frage, ob Republik oder Monarchie ist gerade so, als ob man fragen wollte: was ist besser? Fleisch oder Mehlspeise? Es kommt auf die Bereitung der Speise und auf die Verdauung des Magens an. Doch streiten wir jetzt nicht! Ich hoffe, wir sprechen uns noch in Ruhe.“

„Auf wann willst du also den Tag bestimmen?“ fragte Funk.

Ludwig erklärte, daß er keine derartige Huldigung wünsche; er wolle still und einzeln die Menschen und die Verhältnisse wieder kennen lernen.

Es läutete zur Kirche und Funk fragte: „Du wirst wol zur Kirche gehen wollen? Du bist vielleicht auch gläubig geworden?“

„Ich danke auch für *deine* Katechisation,“ erwiderte Ludwig.

„Ach, ich habe vergessen," rief Funk, „man muß dich wol ‚Herr Oberst' tituliren?"

„Ist nicht nöthig, obgleich ich's bin. Ich bin vor der Front dazu ernannt worden, und es ist mein höchster Lebensstolz, daß ich in dem Kriege zur Ausrottung der Sklaverei meine Schuldigkeit gethan habe."

Ich weiß nicht, war es Klugheit oder Hochmuth gegen seinen Genossen oder gegen uns, daß der Schweizer-Schmalz mit besonderm Behagen sich breit machte. „Ja, Herr Oberst!" sagte er. „Uns wäre ein neuer amerikanischer Krieg gar nicht unlieb."

„Wie meint Ihr das?"

„Ja, wir haben eben Vortheil davon gehabt, oder, wie mein Student sagt, Pech."

„Ich verstehe Euch nicht."

„Ja," begann der Schweizer-Schmalz, nachdem er einen guten Trunk genommen, „Ihr Vater da ist dem Harzen feind. Aber für die kleinen Bauern sind die Tannen, die man zu Harz anreißt, eben gute Melkkühe, und ich habe auch ein Stück Wald gemolken, denn weil, so lang der Krieg dauerte, kein Pech aus Amerika gekommen ist, ist das unsrige hoch im Preis gestanden."

Richard ließ sich's nicht entgehen, hier wieder etwas vom wundersamen Weltzusammenhang darzulegen. Der Besuch, der so häßig zu werden geschienen hatte, gewann nun einen freundlichen Schluß.

Funk ging mit seinen Genossen davon, und als Richard hinter ihm drein seine Hohlheit bloßstellen wollte, erwiderte Ludwig:

„Du irrst dich in ihm; er hat das, was wir in Amerika Steam nennen, er hat lebhafte Initiative."

Meine Schwiegertochter ging mit Johanna in die Kirche und Ikwarte ging hinter ihnen drein.

Der Nachtwächter kam, und Ludwig gab ihm ein namhaftes Geschenk.

Dann bat mich Ludwig, mit ihm in das Antikenzimmer zu kommen und dort sagte er: „Vater! ich habe dir nichts mitgebracht; aber ich weiß, deine größte Freude ist, Wohlthaten zu üben, und so erlaube mir, daß ich diese Summe in deine Hand lege, damit du sie nach deinem Gutdünken verwendest. Es geschieht mir ein Gutes, wenn ich es durch dich thun kann. Da die Mutter nicht mehr lebt, muß ich dich bitten."

Ich weiß nicht, ob dort in der Kirche ein Herz frommer gestimmt war, als wir zwei hier.

Es soll aber nichts im Leben vollkommen rein und ungestört bleiben.

Als wir uns am Mittag eben zu Tische setzen wollten, kam ein verwahrloster Mensch mit Namen Wacker aus dem benachbarten Thale. Der Mann war ehedem mit Ludwig gemeinschaftlich auf der polytechnischen Schule gewesen, war früh ausgetreten, hatte eine Bierbrauerei übernommen, verfiel dem Trunke, wurde vergantet und trieb sich nun in den einsamen Wirthshäusern umher, wo er tagelang mit lallender Zunge schimpfte, dann eine Weile schlief, dann wieder schimpfte. Auch jetzt, als er am Mittag eintrat, war er betrunken.

„Bruder,“ rief er, „gib mir einen von deinen kalifornischen Goldklumpen! Oder ist dir das zu viel, mach' mir auf ein Jahr freie Zech' im Lamm! Da hast meine Hand darauf, wenn's wieder losgeht — da hast meine Hand — ich thu' mit. Gib mir Handgeld — Gurgelgeld — Gurgelgeld!“

Er streckte Ludwig die Hand entgegen, aber dieser weigerte sie ihm.

Ich sah seine Empörung. Sein Blick streifte

Wolfgang und seine Frau; denn Wolfgang sah verwundert drein, da solch ein Verkommener seinen Vater mit „du“ anredete. Wacker bat um eine Gabe, aber Ludwig weigerte ihm auch diese und sagte:

„Suche dir eine Thätigkeit, dann helfe ich dir, aber so nicht.“

Wacker ließ nun die unfläthigsten Worte los.

Ludwig nahm ihn ohne Weiteres an der Brust und führte ihn hinaus.

Wir hörten ihn noch auf der Straße schimpfen; dann taumelte er den Berg hinab.

Ludwig hatte etwas Stählernes in seinem Wesen, kalt und hart, nur gegen die nächsten Angehörigen war er warm und mild.

Dieser Zwischenfall war ein schriller Mißklang in unserer Sonntagslust. Wir verwanden ihn aber bald.

Achtes Kapitel.

Am Nachmittag kam Julius mit seiner Braut, und bald wurden gleichlautende Briefe nach allen Seiten hin gesandt. Der Professor, die Schwiegertochter und Wolfgang, Johanna und ihre Tochter, Julius und seine Braut, Alle schrieben; denn jedes einzelne Glied der Familie sollte seine selbständige Einladung haben zur großen Familienzusammenkunft am nächsten Sonntag. Ludwig ließ allen Verwandten schreiben, daß er sie verpflichte, die Reise auf seine Kosten zu machen. Wer das nicht nöthig habe, solle die Ausgabe bestimmen und die Summe nach Belieben an Arme geben. Dadurch sei Niemand, der den Aufwand nicht selber bestreiten könne, verhindert, die Reise zu machen.

Rothfuß und Jkwarte wanderten nach der Stadt, um das nahezu Halbhundert Briefe zur Post zu

geben. An meine Schwester im Hagenauer Wald hatte ich selber geschrieben.

Rothfuß hatte dem Ikwarte erzählt, was er für Ludwig gethan, und war nicht wenig erstaunt, statt des erwarteten Lobes ein verneinendes Kopfnicken und den Tadel: „Ist doch nicht im Loth!“ zu bekommen. Er erzählte mir das und konnte nicht begreifen, daß nicht auch dort oben in Preußen Jeder auffässig gegen die Regierung sei und sich freue, sie zu betrügen. Ikwarte und Alle, die, wie er, erschienen ihm höchst einfältig.

Rothfuß war eifersüchtig auf den Spinnerkarl, wie ein regierender Herr gegen seinen Thronfolger. Er bemerkte eine Neigung Ikwarte's zu Karl, dessen Schönheit und militärisches Wesen ihn anmuthen mochte, und Rothfuß ging so weit, dem Ikwarte anzuvertrauen, daß sich Karl im Kriege habe fangen lassen, um nicht mitzukämpfen.

Von da an war er im Alleinbesitze der Gunst Ikwarte's, der den Karl kaum eines Blickes mehr würdigte und ihm nicht gern auf irgend etwas eine Antwort gab.

Ein Soldat, der sich freiwillig fangen läßt! Er konnte es nicht begreifen, daß der Mensch noch

aufrecht geht und Sonntags die Soldatenmütze mit dem rothen Vorstoß trägt.

„Von Kühen und Ochsen versteht er nichts, aber ein Pferdverständiger ist er oben 'raus," urtheilte Rothfuß über seinen nordischen Genossen, „und den Pflug hält er, wie wenn er ihm angeschraubt wäre. Und schaffen kann er auch, das ist wahr, und bescheiden ist er auch: statt „nein" zu sagen, sagt er immer: „ich kann's nicht behaupten," und statt „ja" sagt er: „so ist's". Singen kann er eigentlich gar nicht und jodeln erst recht nicht, und sein höchstes Lob ist, daß er von Einem sagt: „ist stramm," und wenn er Einem Recht gibt, sagt er: „es stimmt," und er ist gar nicht neugierig, er fragt nie: „wer ist Der und Der?"

Willem war eben so wortkarg, als Rothfuß redselig, und es war lustig, die Beiden beisammen sitzen zu sehen. Ich glaube, Jeder hielt sich für den Höheren und begnadete den Andern. Rothfuß that es mit Gönnerworten, Ikwarte mit Gönnerblicken. Er betrachtete Rothfuß offenbar wie ein altes Kind und dieser ihn wie einen ungelenken armen Menschen, der nicht recht reden gelernt hat. Sie schrieen laut, wenn sie mit einander sprachen.

Sie verstanden einander nur halb und meinten durch Schreien nachzuhelfen.

Rothfuß wollte es kaum glauben, daß Ikwarte nicht auch deßhalb ausgewandert sei, weil er es in der deutschen Knechtschaft nicht mehr aushielt; aber Ikwarte hatte auch nicht entfernt etwas von politischer Gesinnung. Vom Staate wußte er nur, daß man ihm Soldat sein und Steuern zahlen muß. Von Ludwig sagte er: „Mein Herr ist ein Mann und ist ein Wort.“

Er hatte gegen seinen Herrn ein gewisses Gefühl der Hörigkeit und ein zuverlässiges Pflichtgefühl. „Nur immer Alles gegründet,“ sagte er gern.

Rothfuß tröstete ihn: „Laß dich's nicht verdrießen, wenn sie dich hier hänseln und sich an dir reiben. Schau! wenn man einen fremden Baum in den Wald pflanzt, da reiben die Rehe ihre Hörner daran und zerreißen ihm die Rinde; schadet ihm aber nichts.“

Außer sich ward er vor Lachen, da Ikwarte ihn fragte, welchen Leibesfehler denn zwei meiner Knechte haben, da sie nicht Soldaten gewesen seien. Er konnte es nicht fassen, daß bei uns noch geloost wurde.

Als Ludwig nach der Hauptstadt gereist war, um Vieles für die Familienzusammenkunft vorzubereiten, arbeitete ich mit Karl und Jkwarte im Walde und hatte meine besondere Freude an dem anstelligen, sich stets gleichbleibenden fremden Manne.

Neuntes Kapitel.

Die Schulmeisterin und Martella hatten unsere Freitreppe und den Hauseingang mit Blumen und Kränzen geschmückt. Alles freute sich dessen und natürlich auch Ludwig. Aber schon am zweiten Tage sagte er zu Rothfuß:

„Thu' die Kränze wieder ab! Es ist nichts häßlicher, als Kränze zum Welken hängen lassen."

„Er hat Recht," schmunzelte Rothfuß. „Meine Mutter hat auch immer gesagt: man muß den Sonntagsrock nicht für alle Tag' tragen. Er hat eine gescheidte Mutter gehabt, ich aber auch."

Am dritten Tage sagte Ludwig:

„Vater! ich lasse Frau und Sohn jetzt ein paar Tage bei dir allein."

Er schickte einen kleinen Koffer nach der Hauptstadt voraus, dann nahm er seinen Plaid auf die

Schulter und schlug den Weg durch das Thal über die Berge ein.

Richard, der noch mehrere Doktorexamina abzuhalten hatte, begleitete ihn.

Mir war es verwunderlich, daß Ludwig mich so bald verließ. Aber schon am Mittag war es mir klar, daß er wohlgethan. Frau und Sohn waren viel freier, viel offener, da sie mit mir allein waren; denn Ludwig hatte bei aller Innigkeit etwas derart Herrschendes, daß in seiner Anwesenheit Jeglicher zurücktrat.

Die Frau war still, meist in sich lebend und bemerkte bald, wie mir das auffiel. Sie erklärte mir daher, daß sie auf der einsamen Farm und beim Vater, der knapp mit dem Worte war, sich daran gewöhnt habe, wenig zu sprechen. Nach der Verheirathung und dem bald darauf folgenden Tode des Vaters sei Ludwig durch seine Wasserbauten auch oft Tage und Wochen außer dem Hause gehalten. Erst in dem letzten Jahre, seitdem sie in der Stadt wohnten, sei er mehr zu Hause, werde aber durch seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten sehr in Anspruch genommen. Volle zwei Jahre habe er während des Krieges im Felde gestanden.

Die Frau hatte viel Schweres erlebt. Sie war als zwölfjähriges Kind mit Vater, Mutter und zwei Geschwistern ausgewandert. Vater und Mutter ertheilten in den ersten Jahren Unterricht, und als schnell nach einander die Mutter und beide Geschwister starben, bezog sie mit dem Vater allein die Farm. Mit einem freien Negerpaar, das im Feldbau half, habe sie den ganzen Hausstand führen müssen. Die zwei Kinder, die sie in ihrer Ehe verloren, seien aus Mangel an rechtzeitiger ärztlicher Hülfe gestorben, und darum seien sie nach der Stadt gezogen.

Der älteste Sohn war, während der Vater im Felde gegen die Südstaaten stand, gestorben.

Nur leise andeutend gab sie zu verstehen, daß es ihr Wunsch sei, in Europa zu bleiben; aber sie wolle nicht darauf dringen, da sie glaube, Ludwig fände hier keine entsprechende Wirksamkeit und er sei an eine vielseitige gewöhnt und stehe in großer Geltung.

Schüchtern fragte sie, ob ich auch Anstoß daran nehme, daß sie nur bürgerlich getraut sei und daß Wolfgang von keinem Kirchenthum wisse. Ich beruhigte sie, aber es wurde mir klar, daß Johanna

auch hier bereits ihre andrängenden Bekehrungsversuche gemacht hatte. Meine Schwiegertochter schloß sich der Frau Josephs und der Schulmeisterin an. Sie hatte viele Freude an der Blumenzucht und wollte mancherlei Samen mit nach Amerika nehmen.

War mir die neugewonnene Tochter eine stille Erquickung, so wurde mir mein Enkel zu einer Freude ohne Gleichen. Vom Morgen bis zum Abend verließ er mich nicht eine Stunde. Er hatte mir bald abgemerkt, was ich wünschte, und ich glaube, er hat sich auch von Martella unterweisen lassen; denn er war für Jegliches, ohne zu fragen, schnell zur Hand.

Ich zeigte ihm unsere eigenen Sägemühlen und die der Gemeinde. Er verstand die Mechanik schnell; er hatte Vielerlei gelernt.

Ich habe nicht weit vom Mäuerles-Wald einen kleinen Forstgarten, gut gelegen. Martella war mir dort immer die beste Helferin. Sie verstand gut zu pflanzen, die aus dem Samen gezogenen Pflänzlinge zu verschulen und hatte ein scharfes Auge auf die Engerlinge. Seit sie bei mir war, hatte sich kein solcher mehr vorgefunden und mir die Saat

zerstört. Ich ging nun auch mit Wolfgang dorthin, und seine erste Frage beim Anblick der wohlbestandenen Beete war, ob es früh genug im Jahre sei, daß er noch selber Waldbäume säen könne.

Es war eingeweichter einjähriger Samen da; wir zogen seinen Namenszug, er legte den Samen in die Furche, nachdem der Untergrund hart getreten war, damit die Keime gleich festen Boden finden, darein die Wurzel sich einarbeitet. Dann legten wir die lockere und nährende Erde darüber.

Ich erklärte ihm Mittel und Methode unserer Arbeit: wie man aus Haidegrund durch Vermischung mit Kalk die beste Nährerde für die jungen Sprossen bereite, wie man, wenn es frühlingswarm ist, säen und beim Verschulen, das am besten im zweiten Jahre vorgenommen würde, die Pflänzlinge in den Abstand setzen müsse, bis sie dann im fünften Jahre an ihren bleibenden Standort kämen, wie die Baumschule nicht streng nördlich liegen dürfe, weil sie da zu wenig Licht habe, und man dann die Pflänzlinge nicht an die Sonnenseite verpflanzen könne, weil sie dann nicht an den Lichtreiz gewöhnt sind.

„Großvater, wie lange braucht der Samen, bis die Spitzen der Pflanze aus dem Boden hervorschauen?“

„Vierzehn, höchstens einundzwanzig Tage; in der Regel fördert's eher."

Ich werde den Blick nie vergessen, mit dem mich Wolfgang da ansah, und mir selber war es herzbewegend, daß mein Enkel, in Amerika geboren, seinen Namen in deutschen Boden eingepflanzt.

Ich hatte Holzhauer oben im Walde und fragte Wolfgang, ob er mich begleiten wolle. Er faßte still meine Hand.

Ich nahm meine Flinte mit, denn ich hatte die Spur eines Fuchses, der ganz kurz ab des Weges seinen Bau hatte. Aber er war mit dem Jungen ausgeschlüpft. Ich gab Wolfgang meine zweite Flinte; wir schossen wilde Tauben und mein Hühnerhund brachte sie, legte sie vor Wolfgang nieder und schaute ihn an.

Ich muß es kurz machen. Ich habe das Glück, den Wald noch anders als in Klaftern sehen zu können, aber Sonnenschein und Waldesduft und Vogelsang und fröhliches Wandern durch den Waldesschatten und Weilen auf den Höhen, Ausschauen über die Berge in die Thale, was will das im geschriebenen Worte heißen! Nie war es schöner als heute, wo ich mit meinem Enkelsohne wanderte.

Wir trafen Rautenkron, er trug zwei junge Rehe in den Armen, deren Mutter ein fremder Jagdhund weggetrieben hatte.

Ich stellte dem Manne meinen Enkel vor; aber er schüttelte den Kopf und gab kaum Antwort.

„Es ist ein finsterer grimmiger Mann,“ sagte Wolfgang. „Kann man denn in dem schönen Wald voll Sonnenglanz und Vogelsang so grimmig werden? Aber er ist auch gut; er hat die Rehe getragen.“

Und nun mußte ich Wolfgang erklären, wie das gekommen sein mag. Die Rehgeis lockt den Hund auf falsche Fährte, führt ihn ab von den Jungen, um sie zu retten.

Es läutete vom Thale herauf. Wir begegneten Waldarbeitern Rautenkrons, die die Mützen in der Hand trugen; sie gingen stumm an uns vorüber.

Ich erklärte Wolfgang, daß das Katholiken seien, die jetzt beten.

Ich faßte seine Hand und sagte: „Weil du auf keine Religionsform eingeschrieben bist, hast du die doppelte Pflicht, für dich und für die Freiheit, dich immer brav und tapfer zu halten, damit die Leute nicht sagen können —“

„Ich weiß schon, Großvater, kannst dich darauf verlassen.“

Wir schritten weiter bis hinan zu der Höhe, die der Silberkopf genannt wird. Da schaut man weit über die Bergeshöhen mit ihrem Waldmantel, in dem die Schluchten majestätische Falten bilden. Ein Feuer, an dem sich die Waldarbeiter ihre Mittagskost bereitet, brannte noch. Ich warf leicht brennendes Reisig hinein; es loderte hell auf und Wolfgang rief:

„Großvater! So war's! So habe ich dich gesehen, ganz so, in meinen Fieberträumen. Und jetzt, ja jetzt erinnere ich mich, — es hat mich oft gequält, weil ich's vergessen hatte, was du gesagt; aber die Stimme war gewaltiger: Das Wasser nährt den Baum und das Feuer verzehrt ihn; das Wasser rauscht und das Feuer schläft still. Ja, . . . und weiter!“

Das Auge Wolfgangs glänzte wundersam und als ich den Mund geöffnet hatte, um ihn anzureden, wehrte er mit beiden Händen heftig ab, und in gehobenem Tone sprach er in's Weite hinein: „Ja, ich höre den Gesang, er kam aus der lodernden Flamme. Horch!

In den Lüften
Ueber der Erde
Schwebt die Wolke
Leichten Fluges
Hoch dahin.
Friedsam noch
Die bald entzweiten,
Nährend, zehrend,
Wasser, Feuer,
In ihr wohnen,
Göttlich eins."

Der Jüngling sah wie verzückt umher; dann faßte er meine Hand in seine beiden und sagte:

„Ja, Großvater, in meiner Krankheit habe ich dich so an einem Feuer im Walde stehen sehen. Du kannst den Vater fragen, aber nicht wahr, du glaubst mir?"

„Gewiß."

Das Antlitz des Jünglings leuchtete.

Wir setzten uns auf die Bank und schauten still in's Weite.

Da begann Wolfgang: „Großvater, jetzt hab' ich's. In deinem Forstgarten stehen deine Enkelbäume. Der Same kommt von den Bäumen, die du gepflanzt, und jetzt weiß ich was, ich weiß

es ganz sicher, aber ich kann's bei mir behalten. Der Vater sagt: Hauptsachen, die man thun will, muß man nicht gleich aussprechen, man muß sie über Nacht schlafen lassen. Wenn sie dann noch gut aufwachen, dann ist's das Rechte. Morgen sag' ich dir's, heut' nicht. Aber es ist was Gutes; ich glaub', du freust dich auch."

Wir gingen weiter und hielten bei Holzhauern an, die einen Stamm den Berg hinunter rollten. Der Stamm wälzte sich über junge Bäumchen weg und Wolfgang sagte: „Werden die nicht erdrückt?"

„Ah, bah!" sagte ein Holzhauer. „Die richten sich schon wieder auf. Wir müssen uns ja auch bücken und wieder aufrichten."

Wir kamen zu meinen Waldarbeitern. Wolfgang nahm schnell eine Axt und half kräftig mit; aber auch hier zeigte sich seine Bedachtsamkeit. Er war nicht hastig, wie Neulinge; er hatte bald die Taktart der Arbeiter sich gemerkt und fügte sich in dieselbe ein.

Weiter wanderten wir nach dem Hochsee.

Seit zwanzig Jahren war ich nicht hier oben gewesen, zuletzt damals mit Gustave. Und jetzt war mir's, als käme ich zum erstenmale hierher.

Da lag der See, ringsum von steilen tannenbewachsenen Wänden umgeben. Lautlos war es; nur manchmal rauschten die Bäume und klangen geheimnißvolle Schläge der windbewegten Wellen an's Ufer. In der Ruhe blitzten kleine Wellen wie Edelsteine in der Sonne.

„Kommst du oft hierher?“ fragte Wolfgang.

„Nein! Vor zwanzig Jahren war ich zum letztenmal hier oben mit der Großmutter.“

Es wurde mir schwer, mich vom See zu trennen. Wer weiß, ob ich je im Leben wieder hierherkomme! Das wird so bleiben, und Geschlecht auf Geschlecht wird hierher wallfahrten und geheimnißvolle Empfindungen in sich hegen. Als wir endlich gingen, mußte ich noch oft zurückschauen. Ich meinte immer: jetzt erst ist er voll in seiner schauerlichen Schöne, und ich fühlte es: ich habe dieß zum letztenmale gesehen.

Ich war so müde, wie lange nicht, als ich endlich gegen Abend heim kam; denn steile Waldwanderungen mit Herzbewegungen, und seien diese auch freudige, strengen an. Aber ich war glückselig hinausschauend in eine Zukunftswelt.

Als ich am Morgen erwachte, stand Wolfgang

an meinem Bett und rief mir zu: „Großvater, es hat heute Nacht geregnet. Unsere Pflänzlinge kommen gut an. Großvater, jetzt darf ich dir's sagen; ich bin entschlossen, Förster zu werden."

Ich hatte gestern Wolfgang gezeigt, wie schön es ist, daß, wenn der Höhentrieb an einem Tannenbäumchen von einem Reh oder durch sonst einen Zufall zerstört ist, sich ein seitlicher Zweig in den Höhentrieb verwandelt. Keiner meiner Söhne war Förster geworden. Nun kam ein ergänzender Nachtrieb in Julius und Wolfgang.

Ich glaube, es war das Rechte, daß Wolfgang von der Freude an Waldkultur und nicht durch die Jagdlust sich zum Försterwesen bestimmte.

Das Letztere war Ernsts Unglück gewesen, und ich hatte ihn vergebens gewarnt.

Zehntes Kapitel.

Nach einigen Tagen wurde ich durch einen Zeitungsartikel meines Sohnes Ludwig überrascht.

Ich habe ihn aufbewahrt. Er lautet:

„Drei Fragen und drei Antworten.

Gut Heil allen Jugendgenossen und Vaterlandsfreunden!

Ein Jeder hat das Recht, drei Fragen an mich zu richten, und da es nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, dasselbe hundertfach zu wiederholen, so sei mir gestattet, öffentlich zu antworten.

Erstens: Wie geht dir's und bleibst du bei uns?

Es geht mir gut. Es ist mir in Amerika mehrere Jahre schlecht gegangen; ich habe mich aber durchgearbeitet. Ich bin nicht reich, habe aber auskömmliches Vermögen. Ich habe eine Deutsche, die Tochter des Flüchtlings, Professor Uhlenkamp, gehei-

rathet, habe meinen ältesten Sohn während des Südkriegs verloren, habe noch einen Sohn von sechzehn Jahren, der auf keine Confession eingeschrieben ist.

Auf die Frage, ob ich bleibe, will ich heute noch nicht antworten.

Zweitens: Was hältst du von der Auswanderung nach Amerika?

Antwort: Die Vereinigten Staaten sind voll bewundernswerther Großartigkeit, sie bieten Ellbogenraum, absolute Unabhängigkeit, sie sind eine gute Zuflucht für Menschen, die hart arbeiten wollen, um sich eine Selbständigkeit zu verschaffen. Aber wer auswandert, muß auf viele ideale Befriedigungen verzichten, von denen wir daheim oft nicht wissen, daß wir sie genießen, wie wir nicht an den frischen Trunk Wassers denken, bis er uns fehlt, und nicht an die reine Luft, so lange wir sie athmen.

Drittens: Wie findest du es in Deutschland?

Ich finde erst ein halbes Deutschland; aber es muß und wird, wer weiß wie bald, ein ganzes werden.

Das deutsche Volk ist praktischer und wohl-

habender geworden. Soweit ich bisher beobachten konnte, waltet bedächtige Manneskraft, Alles ist rührig in Gewerbfleiß, in Wissenschaft und Kunst, und es mangelt auch nicht an dem Maße von Freiheit, mit welchem man das noch fehlende Ganze erringen kann. Wenn sich nur Jeder stark und fest hält, und nicht müde wird, in Treuen für das große Ganze zu sorgen!

So, das sind meine Antworten.

Und wen ich nun treffe und finde ihn getreu dem Vaterlande und der Freiheit, dem reiche ich von Herzen die Hand.

Ludwig Waldfried,
Wasser- und Straßenbaumeister
in Chicago."

Diese Erklärung war mir natürlich auffällig, aber sie war praktisch, nur schien es mir störsam oder mindestens unnöthig, daß er auch das von Wolfgang mitgetheilt.

Ich sollte bald eine böse, oder eigentlich eine gute Folge dieses Zusatzes erfahren.

Ich habe lange nicht von Annette gesprochen und doch war sie in unserer Nachbarschaft. Sie kam bisweilen angeritten, blieb aber nur kurze Zeit. Sie

fragte auch manchmal nach dem Herrn Professor; wie auch sie nun beständig Richard nannte.

Sie schien gereizt gegen ihn; es mochte ihr tief beleidigend sein, daß sie einem Manne Freundlichkeit, ja sogar Neigung erwiesen und beides unerwidert blieb.

Sie besuchte die Felsenspinnerin und die Schulmeisterin. Sie begrüßte Martella und Rothfuß, aber in ihrem ganzen Behaben war etwas Fremdgewordenes, Scheues. Der Grund wurde mir bald klar; denn Johanna sprach ihre Freude aus, daß Annette, das arge Weltkind, nun endlich zum Heile gelangt sei, denn es ließe sich auch im katholischen Glauben das Heil finden.

Es war der Baronin und ihren klerikalen Beihelfern gelungen, Annette ganz in ihre Lebenskreise zu ziehen.

Eines Tages kam diese und sah blaß und hocherregt aus. Sie bat mich, obgleich ich jetzt so großen Familienbesuch habe, sie auf einige Tage aufzunehmen. Sie gestand offen, daß sie mit der Baronin und ihrem ganzen Anhang auf immer gebrochen habe. Die Baronin habe eine Allianz zu Stande bringen wollen, daß Alle, die im Glauben stehen, mit uns

und unserem Hause brechen; denn es sei geschrieben: „Wehe dem, der Aergerniß gibt,“ und das schlimmste Aergerniß sei von unserm Hause ausgegangen. Man hätte es stillschweigend hingehen lassen können, daß meine Schwiegertochter sich ohne kirchliche Weihe als Ehefrau betrachte; aber empörend sei es, daß die Religionslosigkeit des Enkels öffentlich proklamirt werde.

Vor solcher fanatischen Gesinnung war Annette geflohen.

Ich erzählte ihr von der Selbstbeherrschung Wolfgangs und wie er den Entschluß, der sein ganzes Wesen entzündete, zurückhielt, bis er ihn in Ruhe ausgereift hatte, und Annette rief: „Ja, das ist die beste Religion! Das ist ein heiliger Sinn.“

Ich mußte sie zurückhalten, daß sie nicht gegen Wolfgang selber ihre hohe Erregung aussprach. Sie konnte sie bald gegen Ludwig kundgeben, der Tags darauf zurückkehrte und gleich bei der ersten kurzen Begegnung ein großes Wohlgefallen an Annette fand.

Er erzählte ihr von der großen Familienzusammenkunft. Sie wollte, als nicht Blutsverwandte, nicht bleiben; aber Ludwig bestimmte sie dazu, und

als wir allein waren, sagte er: „Ich begreife nicht, wie Richard nicht um diese Frau wirbt; sie ist ja für ihn wie geschaffen und gebildet.“

Ich erzählte ihm, daß die Mutter noch an ihrem letzten Tage gesagt habe: „Er heirathet sie doch.“

Es wurde mir jetzt erst klar, daß sie wahrscheinlich Annette gemeint habe. Ludwig war dessen gewiß. Aber wie um sich selber das Verhalten vorzuzeichnen, sagte er: „Vater, laß Richard nichts merken, sonst verscheuchen wir ihn.“

Ludwig war sehr einverstanden, daß Wolfgang Förster werden wollte und sagte: „Es wird mit den amerikanischen Wäldern bald gehen, wie mit den Seefischen. Man kann nicht immerfort ernten und rauben; man muß auch pflanzen und hegen.“

Er bat Annette, die sich besonders eifrig mit Wolfgang beschäftigte, ihn nicht aus seiner ruhigen Art aufzuscheuchen, denn Annette wollte immer ausforschen, wie es Wolfgang zu Muthe sei, wenn er Kirchthürme sehe und Glockengeläute höre. Jetzt eben, aus einer ausschließlich religiösen Atmosphäre kommend, war ihr der Jüngling ein wunderbarer Gegensatz. Er erschien ihr als der Mensch künftiger Jahrhunderte und sie wollte erforschen, wie es nach

unserer Zeit aussieht. Sie nannte Wolfgang gern Emil und erinnerte an den Emile von Rousseau.

Die Frau Ludwigs wich Annetten aus; denn diese hatte in ihrer gewaltsamen Art schnell ein inniges Verhältniß zu ihr gewinnen wollen, und Conny in ihrer still bedachtsamen Weise hatte eine Furcht vor dem ruhelos flattrigen Wesen Annettens.

Elftes Kapitel.

Martella kam eines Abends vor der großen Familienzusammenkunft zu mir, und mit einer an ihr fremden Scheu fragte sie, ob ich nicht erlaube, daß sie auf einige Tage in ihren frühern Aufenthalt zur Jägerlies' zurückkehre. Sie höre, die Jägerlies' sei krank, sie solle am Sterben liegen. Sie sei doch so plötzlich von dort weg, und es wäre besser, sie käme erst zurück, wenn wir wieder allein im Haus seien.

Sie reichte mir die Hand und sagte: „Ich verspreche Euch, ich komme ganz gewiß wieder.“

Mir war dieses Benehmen räthselhaft, und als ich nachforschte, warum sie denn eigentlich fort wolle, sagte sie, sie habe solche Angst, es sei vielleicht eine dumme Angst, aber ihr sei immer, als käme in der nächsten Minute ein großes Unglück über sie herein.

Ich redete ihr diese Beklommenheit aus, zu der kein Grund war; denn Ludwig, seine Frau und Wolfgang benahmen sich einfach verwandtschaftlich gegen sie. Sie drängte aber immer mehr, und da erinnerte ich sie endlich, daß sie der Mutter versprochen habe, mich nie zu verlassen.

„Ich habe nicht geglaubt, daß Ihr mich daran erinnern werdet," sagte sie; „ja freilich, wenn Ihr das anruft, da bleibe ich und wenn man mich forttreibt."

Es mußte Martella wohl bang sein; denn sie war ein lebendiges Zeugniß dafür, daß unsere Familie nicht voll beisammen war. Aber auch sie mußte sich endlich an ein untilgbares Leid gewöhnen und das Leben in Ruhe fortführen lernen.

Die meisten Eingeladenen antworteten pünktlich, daß sie kommen würden; auch meine Schwester schrieb, daß sie komme und ihre Tochter und deren Bräutigam mitbringe; ihr Mann könne Haus und Amt nicht verlassen. Auch der Schwager Pfarrer aus dem Elsaß konnte nicht kommen.

Ich meinte bei jeder Nachricht, ich müsse sie meiner Frau mittheilen. Wer würde einen solchen Tag mit mir feiern wie sie? Auch die besten Kin-

der leben ihr eigentliches Leben für sich; nur die Frau lebt ganz für den Mann und mit ihm. Das ist in Eins verschmolzenes, unzertrennliches Leben. Ach, unzertrennlich! Es ist getrennt und das Stück lebt für sich, ein Dasein, das nur noch Stückwerk ist.

Es gelang mir, mich zu fassen und zu der großen Freude, die mir geblieben war, zu bereiten.

Ludwig erzählte von seinem Ausflug Lustiges und Trauriges durcheinander. Er hatte viele Kameraden getroffen und auch seinen besten Freund, einen Professor am Pädagogium der gewerblichen Stadt im Oberland, besucht; er war voll erquickt von dessen ruhiger Gediegenheit.

„Ich behaue meinen Stein," hatte der Mann gesagt. „Wie er in den großen Bau des Pantheons eingefügt wird, weiß ich nicht. Aber ich thue meine kleine Arbeit, so gut ich kann."

Sehr traurig war er, daß er einen der alten Genossen noch in derselben Stelle gefunden wie vor fünfundzwanzig Jahren. Er könnte einer der glücklichsten Menschen sein, da er eine brave Frau und frische Kinder hat, aber er ist vom Morgen bis zum Abend angetrunken und kann nicht davon lassen;

denn auf dem Lande muß man entweder sich geistig immer neu beleben, oder man kommt in den Trunk.

Ludwig war auch bei dem Onkel Wasserbauinspektor am Oberrhein gewesen, unter dem er ein Jahr lang gearbeitet hatte. Dieser selber konnte nicht zu unserm Feste kommen, aber er wollte seinen Sohn schicken, und Ludwig berichtete mit Heiterkeit, wie der Onkel ihm gesagt habe:

„Der Rhein ist selber irr an sich, er weiß nicht wohin; es ist widernatürlich, daß ein Ufer des Stromes dem einen, das andere dem andern Staate gehört.“

Die Schwester Babette kam zuerst mit den Ihren, und Martella war hochbeglückt, da sie bald nach der Begrüßung Ludwigs und der Seinen nach der Braut Ernsts fragten.

Sie konnten ihr noch Mancherlei von dem kurzen Aufenthalte Ernsts bei ihnen erzählen.

Auch Murrle erkannte die Elsäßer wieder.

Der Bräutigam, der nun Zollcontrolleur und in seiner Uniform gekommen war, that sehr herablassend, als wolle er mit jedem Worte sagen: Ich bin etwas Vornehmeres, ich bin Franzose — und dabei hieß er doch Kräutle.

Annette that dem Franzosen den Gefallen, französisch mit ihm zu sprechen. Der Controlleur wurde ganz aufgeheitert, und Annette behauptete, er und seine Braut schämten sich nur der elsäßischen Sprache; französisch sei der Sonntagsstaat ihrer Seele, und es sei zu viel verlangt, daß man sich nie in seinem schönsten Kleide zeigen solle.

Annette arbeitete an einem seidenen Bande, und Richard nahm bei diesen Worten das Ende der Stickerei auf und hielt es in der Hand. Aber Annette verdarb in der Regel durch einen Nachsatz das, was sie Treffendes gesagt hatte. Sie setzte hinzu, daß die Leute im Französischen schwatzen könnten, ohne Gedanken zu haben; sprechen sie aber deutsch, so merken sie die Abwesenheit des Kostüms und schämen sich.

Bei diesem Nachsatze ließ Richard das Band aus der Hand gleiten und stand auf.

Sobald Annette über Jemand ihre Gunst auszugießen hatte, war sie glücklich, und Ludwig hatte nicht Unrecht:

„Die wird eine der besten Frauen, wenn sie nur erst ein Kind hat. Jetzt flattert sie hin und her, ist unruhig und macht unruhig.“

Und nun wurde das Haus von Stunde zu Stunde voller, und Martella sagte: „Es ist dumm von mir, daß ich fortgewollt habe; ich bin ja jetzt nöthig hier, wo wir so viele Fremde haben. Nein, nicht Fremde! O, lieber Gott! so viele Menschen gehören Einem! Wenn nur die Mutter noch lebte, die könnte mir helfen lieb haben. O, lieber Vater! wenn man hinüber kommt in die Ewigkeit, und da sind alle die Menschen, die zu Einem gehören, so viel, so viel! O, lieber Vater, Ihr erlebt jetzt ein Stück Ewigkeit."

Und so war's auch.

Aber ich war doch alt; ich konnte nicht viel gehen, ich mußte fast immer in der Stube sitzen und Alle zu mir kommen lassen.

Eine Augenweide ohne Gleichen war es, Wolfgang und Viktor bei einander zu sehen. Meine Schwester behauptete, so wie die Beiden, das Kind und der Jüngling, habe ich in meiner Kindheit und Jugend ausgesehen. Ich kann mir's nicht denken, daß ich je so fein und vornehm war.

Sobald der Major gekommen, benahm sich der Zollcontrolleur viel bescheidener; denn der Major war zum Familienfeste in voller Uniform gekommen.

Johanna, die seit der Ankunft Ludwigs noch viel verschlossener und herber geworden, fand eine momentane Erlösung durch die Ankunft ihres Sohnes, des Vikars. Sie klagte in meinem Beisein, daß sie sich wie unter Heiden lebend erschiene, mit einer Schwägerin, die nur bürgerlich getraut, mit einem Neffen, der nicht getauft war. Der Vikar, der einer freiern Ansicht huldigte und dabei doch heimisch in seinem Berufe war, beruhigte die Mutter und sie gewann die Kraft, sich dem Familienfeste nicht zu entziehen.

Der älteste Sohn des Wasserbauinspektors kam mit zwei Schwestern, und der Major freute sich, da der junge Mann — es war mein Pathe und hieß auch Heinrich — den Entschluß kund gab, zur See zu gehen. Ludwig erzählte, daß ihm ein Seekapitän versichert habe, die Seekadetten rekrutirten sich vornehmlich aus dem Binnenland, während natürlich die Matrosen aus den Bewohnern der Meeresufer.

Der pensionirte Medizinalrath, der ehemals Direktor des Zuchthauses gewesen, in dem Ludwig und Rothfuß gefangen saßen, fehlte nicht, und Rothfuß war vor Allem glücklich, diesen Mann wiederzusehen.

Auch Baron Arven brachte seinen Glückwunsch. Er schien überrascht, Annette in hellen Kleidern zu sehen. Er begrüßte uns Alle herzlich und nannte Ludwig beständig „Herr Oberst.“ Er ritt bald wieder davon; er hatte offenbar nur zeigen wollen, daß er gutes Vernehmen mit uns halten wolle, und sich von Hässigkeiten, die von seinem Hause ausgehen könnten, lossage.

Ach, ich kann sie nicht, wie ich gemeint habe, Alle aufzählen. Ich war von den vielen herzlichen Begrüßungen so ermüdet, daß ich lange in den Sonntag hineinschlief. Als ich erwachte, hörte ich schönen Chorgesang zur Harmoniumbegleitung, und nach demselben sangen vier Frauenstimmen.

Niemand hatte bisher gewußt, daß Conny eine so tiefergreifende und mächtige Altstimme hatte.

Die anderen Frauenstimmen erkannte ich sofort: es waren die Stimmen Bertha’s, Annettens und Martha’s.

War es schön, Wolfgang und Viktor bei einander zu sehen, so war es vielleicht noch schöner, Conny und Bertha so selbstverständlich innig vereint zu sehen, und Martella sprach mein eigenes Empfinden aus, da sie sagte: „Schwägerin Conny,

Sie haben nicht das Glück gehabt, die Mutter zu kennen; die Frau Majorin ist so von ihrer Art."

Als ich endlich unter all die Meinen trat, wurde mir eine neue Ueberraschung. Ich hatte noch vor Schlafengehen nach Julius gefragt. Ich weiß nicht, ob ihr's schon gemerkt habt: Julius ist ein besonderer Liebling von mir; er war mein erster Enkel, und ist sein Leben lang ein rechtschaffener Mensch gewesen. Er ist wohlhabend in jeder Beziehung, mit gutem Auskommen, ohne Reichthum und Luxus, geistig und materiell. Er hat etwas von einem gesunden Waldbaum, trägt keine hellen Blüthen, gedeiht aber still fort. Weiter will ich ihn nicht loben, er hat das nicht gern.

Also jetzt steht Julius vor mir und erklärt, daß Ludwig ihm die Dispensation vom Aufgebot erwirkt habe. Rontheim und seine Frau hatten in einer gewissen Formenstrenge diese Ueberhastung nicht gestatten wollen, aber Ludwig habe sie mit großer Energie umgestimmt, und so sei nun heute seine Hochzeit und der Vetter Vikar werde ihn trauen; denn Martha hatte darauf bestanden, daß sie kirchlich getraut würden, worauf Ludwig sagte: „Wir sind tolerant gegen die Formgläubigen."

Mir war nun nichts mehr wunderbar, was geschehen sollte.

Im großen Zuge, unter hellem Musikschall, unter Glockengeläute und dem Krachen von Böllern, die in den Waldbergen widerhallten, zogen wir zur Kirche. Nur als wir an den Brunnen kamen, den, wie ich nachher hörte, Martella bekränzt hatte, durchzuckte mich der Schmerz: warum hat Sie das nicht erlebt? Dann hielt ich still in mir, ließ Freude auf mich niederströmen und sagte mir nur immer: halte dich aufrecht und gesund, um den Vielen, Vielen, die du da hast, ihre Freude nicht zu stören.

Beim Brunnen am Waldesrand wurde Halt gemacht. Ludwig hatte das unmöglich Scheinende verwirklicht: die eiserne Säule war bereits errichtet und steinerne Bänke zum Sitzen und eine hohe Bank, wo die Menschen ihre Lasten ablegen konnten, waren rings um den Brunnen hergerichtet.

„Das lernt man in Amerika," sagte Ludwig. „Man kümmert sich nicht um gestern und vertröstet sich nicht auf morgen. Alles muß heute sein."

Von der Kirche aus, wo die Trauung in einfacher Weise vollzogen war, bewegte sich der Zug nach dem Familienwalde, wo Ludwig große Tische

hatte aufschlagen lassen, und er erzählte mir unterwegs, wie geschickt sich Ikwarte dabei benommen hatte.

Ich kann von der großen Tafel im Walde nicht berichten.

Bevor wir uns zu Tische setzten, mußten wir Alle eine kurze Zeit still halten. Ludwig hatte einen Photographen bestellt, um die ganze Familie mit einem Male photographiren zu lassen. Sie sagen Alle, ich sehe traurig auf dem Bilde aus; kann wol sein, denn ich mußte denken: wo ist jetzt Ernst? Der Sonnenstrahl, der uns Alle hier festhält, wo scheint er ihm?

Besonders anmuthend ist, wie Martella und Rothfuß im Hintergrund Hand in Hand stehen.

Auch Annette ist auf dem Familienbild; sie schlägt die Augen nieder, während Richard nach ihr sieht. Sie hatte seit ihrer Verwittwung die Trauer nicht abgelegt; heute war sie hell gekleidet.

Der Major sprach bei Tische besser, als der Vikar in der Kirche geredet hatte.

Martella hatte ihr bestes und einziges Kleinod, den Becher Ernsts vor mich auf den Tisch gestellt und Annette einen leichten Blumenkranz darum gewunden.

Nach der Rede des Majors kreiste der Becher an der ganzen Tafel.

Nach dem Anklingen und Hochrufen war das Gespräch laut und lärmend gewesen. Dann trat eine Stille ein wie in der Kirche beim leisen Gebet. Es war eine jener Pausen, die nach Ausschüttung eines ganzen Seeleninhalts sich einstellen, wo sich im Augenblick nichts Neues anknüpfen will.

Und in dieser Pause hörten wir Annette zu Conny sagen: „Ja, liebe Conny, ich, als eine Fremde, frei geliebt und frei liebend, hatte einen freiern Anblick als die Zugehörigen. Schildern kann ich Ihnen die Mutter nicht, und doch habe ich sie heute gesehen, oder vielmehr ihr Abbild. Als Julius vor dem Traualtare stand, hatte er ganz ihren Seelenausdruck; er sieht ihr überhaupt am meisten ähnlich, er hat ihre Augen.

Ach, daß Sie sie nicht gekannt haben! Sie war lebhaft und dabei doch so sanft. Und wenn sie mit Jemand sprach, sah sie nie nebenaus. Sie suchte nie Effekt zu machen, und in ihrer Gegenwart war man doch immer gehoben; es war unmöglich, unter ihrem Blicke Heftiges oder gar Unedles zu denken. Was Anderen als erhaben und groß

erschien, war ihr naturgemäß und selbstverständlich. Sie übte und sprach das Höchste, wie wir Andern „guten Morgen" sagen. Das Alltägliche gewann in ihrem Auge, unter ihrer Betrachtung etwas Festliches. Sie urtheilte über die Menschen mit Liebe und mit Freiheit zugleich.

So sagte sie einmal: Ich wollte der Baronin Arven bös sein, weil sie ihren so trefflichen Mann nicht versteht, aber er thut seiner Frau auch Unrecht; denn diese ist für den Salon, für interesseloses witziges Geplauder gebildet, und er will, daß Natur und Vaterland ihre Seele ernähre. Der Fanatismus in tausenderlei Gestalt will seine Ueberzeugung vom Rechten Anderen einflößen, und das ist gut und schlimm zugleich.

Mir hat sie etwas gesagt, das ich mir eingebunden habe, wie ein Amulet, und es ist nur ein einfaches Wort.

Als ich ihr klagte, daß ich so schwer das richtige Verhältniß zu den Menschen finde, erwiderte sie:

Kind, Sie haben keine rechte Distanz zu den Menschen. Sie rücken Jedem, und sei es ein Mensch wie Rothfuß, in die Duznähe — Das traf mich in's Tiefste und hat mir viel geholfen.

Sie war mit sich einig, und das gab Jedem eine große Sicherheit, und wenn man verstimmt oder traurig war ohne bestimmten Grund, so galt ihr eben das, daß die Seele verdüstert war, als Grund zur Theilnahme, und sie heilte damit die Verdüsterung.

Ach, was ist das Einzelne! Es ist nicht mehr, als wenn man aus einer herrlichen Symphonie ein paar Takte oder eine Melodie herausnehmen wollte.

Ich war bei ihr zu Gaste in einer höhern Welt."

So sprach Annette. Sie schien gar nicht bemerkt zu haben, daß Alles schwieg.

Und jetzt stand Bertha auf und umarmte sie; auch Conny stand auf und warf sich an ihren Hals.

Ich konnte mich nicht vom Platze rühren; ich sah, wie auch Richard sich erhob, aber er setzte sich sofort wieder.

Ludwig wendete sich zu ihm und sagte:

„So äußerlich wie innerlich. Diese Frau erscheint Anfangs nicht so ausnehmend schön, aber von Tag zu Tag findet man sie schöner."

Die Anrufung der Mutter hatte dem Feste eine stille Weihe gegeben; bald aber brach die Lustigkeit

los und das junge Ehepaar trat wieder in den Mittelpunkt der Freude.

Rontheim war so glückselig, daß er mit Joseph Brüderschaft trank und dann noch mit dem Major, mit Ludwig und Richard. Die Empfindung einer glückseligen Verbrüderung war über Alle gekommen und bald da, bald dort sagte Eines dem Andern, wie lieb man einander habe.

Rothfuß erregte eine besondere Heiterkeit. Er trug einen großen Strauß an seinem Jägerrock und hatte noch einen mit rothen flatternden Bändern an seinem Hut. „Herr Oberst!“ rief er zu Ludwig, „ich bitte nur um ein einzig Wort.“

„Hast du gefunden, was du dir wünschest?“

„Nein, es ist was Anderes. Du sollst nur Ja sagen, dann ist's genug.“

„Was meinst du?“

„Schau! du bist Oberst gewesen für die Neger, für die Schwarzen, und es gibt doch Menschen, die sagen, die Neger seien gar keine Menschen. Jetzt gib Acht! Was kann der Mensch allein und es kann's kein Roß und kein Ochs und kein Hirsch?“

„Sprechen?“

„Fehlgeschossen. Die Thiere reden auch. Wir

sind nur zu dumm dazu; wir verstehen's nicht. Aber das ist's, was Anderes. Der Mensch allein kann Wein trinken. Und wenn die Neger Wein trinken können, sind sie Menschen wie wir. Sag', können die Neger Wein trinken?"

„Ja."

„Ist gut. Zur Gesundheit, Bruder Neger!"

Er trank sein Glas aus und wollte davon gehen; aber Richard rief: „Halt! Ich bringe ein Hoch dem großen Manne, der die Sklavenfrage in Wein aufgelöst hat. Unser großer Philosoph Rothfuß lebe hoch!"

Die lauten Rufe wollten nicht enden und Rothfuß schrie: „Heut sauf' ich mir sieben Weltsräusche an, sieben sind aber nicht genug."

Als wir endlich von Tische aufstanden, fragte ich nach Rothfuß. Ich war ängstlich um ihn; denn er war ganz wie toll gewesen.

Ikwarte sagte, Rothfuß habe sich, obgleich er schon ziemlich getrunken hatte, eine Flasche Champagner genommen und sei damit in den Wald hinauf gegangen.

Man suchte und suchte und endlich fand man ihn. Er schlief, und neben ihm lag die leere Flasche.

„O!" klagte er, „warum habt ihr mich geweckt! Ich bin so schön gestorben gewesen. Im Rausch sterben, das ist doch das Beste. Jetzt muß ich noch einmal sterben. Meinetwegen! Ich warte auf den Meister, dann fahren wir zweispännig in den Himmel und wenn der Pfarrer Recht hat, in die Hölle. Ist mir eins! Ich bleib' beim Meister."

Dann küßte er Ludwig und sagte ihm wiederholt: „Laß mich noch einmal einsperren für dich!"

Er wurde ohne Gefährde heimgebracht.

Zwölftes Kapitel.

Das junge Ehepaar reiste ab, aber die vielen jungen Leute ließen sich's nicht nehmen und tanzten bei der lustigen Musik bis tief in die Nacht hinein.

Eine kleine Sache war es, die eine große Aufregung in Martella hinterließ.

Die Freunde von Julius waren gekommen in knapper Jägertracht und auch Rautenkron konnte sich dem Feste nicht entziehen, obgleich er sich nicht mit zu Tische setzte.

Nun wurde erzählt, Rautenkron sei immer ärgerlich darüber gewesen, daß Martella ihren eigenen Hund halten durfte, und dazu hatte Murrle einen besondern Widerwillen gegen Rautenkron.

Zur selben Zeit, als man den Rothfuß suchte, entstand ein entsetzlicher Hundelärm. Die fremden Hunde waren über Murrle hergefallen und es

hieß sogar, daß Rautenkron seinem Hunde zugerufen habe: „Türenne! beiß ihm das Genick ab!“

Es gelang, die Hunde auseinander zu bringen, aber Murrle war todt, und herzzerreißend war die Klage Martella's. Es kamen Töne und Ausdrücke hervor, die ich nicht in ihr vermuthet hatte: „Es war das einzig Lebige, was mein war und was Ernst mir gelassen. Jetzt bin ich ganz allein auf der weiten Welt.“

Als ich ihr zuredete, sagte sie schnell:

„Verzeihet mir! ich bin manchmal närrisch.“

Sie wollte den todten Hund nicht mehr sehen und bat, daß man ihn im Wald verscharre.

Unterdessen setzte Rautenkron Wolfgang auseinander, daß das Försterwerden ein ganz falsches Ideal sei. Es sei ein viel schöneres Geschäft, mit Lumpen zu handeln: da wisse man doch nichts von den Menschen, die in den Lumpen gesteckt haben. Aber die Waldleute seien lauter Betrüger und es fehlte nur noch, daß sie auch die Bäume zu Betrügern machen könnten, die aber zeigen immer ihr ehrliches Gesicht.

Wir waren noch allesammt beim Tanze und es war eine besondere Freude, Wolfgang und meine

Enkelin Clotilde, die Tochter des Majors, mit einander tanzen zu sehen. Wolfgang ordnete einen amerikanischen Tanz an, der offenbar von den Ureinwohnern Amerika's stammen mußte, so toll ging es zuletzt her.

Das junge Brautpaar aus dem Elsaß tanzte auch mit.

Karl hatte des Wiesenbauern Marie mit einem andern Dorfburschen tanzen lassen und hielt Martella, die sich von ihm hatte zum Tanze führen lassen, an der Hand. Sie hatte durchaus nicht tanzen wollen; sie dürfe nicht, aus zehnfachen Gründen, zumal da ihr Bräutigam in der Ferne sei. Aber Alles redete ihr zu und besonders Rothfuß, der, von der Musik erweckt, sich wieder aufgerafft hatte und am Ehrentisch saß, neben ihm Ikwarte.

Als Martella zu tanzen begann, erschien sie ganz fremd. Etwas Unheimliches lag auf ihren Zügen, in ihren Augen, und als mir meine Schwester später erzählte, was vorgegangen war, erinnerte ich mich genau jenes fast erschreckenden Ausdrucks.

Wir verließen größten Theils den Tanzboden und Annette forderte Martella auf, mit uns zu gehen.

„O nein!“ rief sie und ihre Augen rollten und ihre Lippen bebten, „jetzt hab' ich einmal angefangen, jetzt kann ich nicht so wieder aufhören. Ich bleib' da. Gut' Nacht, große Frau!“

Sie blieb und Alles war voll Bewunderung über ihre Leichtigkeit, sich zu schwingen, zu drehen und in die Höhe zu schnellen.

„Du kannst ja hüpfen wie ein Eichhorn und fliegen wie ein Vogel,“ sagte Rothfuß.

„Ja, das kann ich,“ rief Martella. „Wißt ihr, wie es ist, wenn aus dem Neste ein Kukuksjunges ausfliegt, das die einfältigen Blaumeisen gefüttert haben? Keines von euch hat's gesehen, aber ich, aber ich. Ich bin auch ein Kukuksjunges. Es fliegt aus, es fliegt aus. Musikanten, spielt auf! Das Kukukslied! Haltet euch Alle ganz ruhig! ich tanze euch!“

Und nun tanzte sie und hob und senkte sich, wie wenn sie in der That Flügel hätte, und Alle jubelten.

Der Tanz war zu Ende, aber Alles schrie: „Noch einmal, noch einmal!“ und der Elsäßer rief: „Da capo!“

Ikwarte stand auf und sagte: „Fräulein! Geben

Sie sich nicht zum Besten! Machen Sie ihnen nicht den Narren! Es ist genug."

„Du hast nichts drein zu reden!" rief Karl, „du preußischer Windbeutel, du Hungerleider!"

„Ich geb' dir keine Antwort," erwiderte Ikwarte, „du bist mir's nicht werth."

Martella tanzte nochmals und Alles war wieder voll Jubel.

Aber noch während sie tanzte, sah man, daß mehrere Bursche Karl halten mußten.

Als der Tanz zu Ende war, stürmte Karl auf Ikwarte los und schrie:

„Verfluchter Preuße! Warum hältst du mich nicht werth, mir zu antworten?"

„Ich hab' keinen Respekt vor einem Menschen, der sich hat fangen lassen."

„So?"

„Karl! laß dir von dem Preußen nichts gefallen!" schrie Martella, „der Preuße ist schuld, daß mein Ernst fort in's Elend gemußt hat. Zahl's ihm heim, zahl's ihm!"

Und nun ging eine entsetzliche Rauferei los.

Ikwarte schien es Anfangs für unmöglich zu halten, daß er in Händel verwickelt sei. Als er

aber den Ernst erkennen mußte, packte er Karl und hielt ihn fest, als wären seine Hände eiserne Zangen. Rothfuß hetzte; Raufhändel waren ihm ein Gaudium. Sie wurden endlich auseinander gerissen und jetzt warf sich Martella auf den Boden, raufte sich die Haare und schrie:

„Ich bin schuld, ich bin schuld, ich bin verloren!“

Es gelang Rothfuß, sie fortzuführen. Sie wollte ihm entfliehen, sie wollte fort in den Wald, nur nicht wieder zurück, sie sei es nicht werth.

Es gelang endlich, sie in's Haus der Felsenspinnerin zu bringen. In Begleitung Annettens und Conny's ging ich dorthin, sie zu holen, und erschrak, als ich sie sah, so verändert hatte sich das arme Kind; und doch hatte die Aufregung sie nicht entstellt, sie war noch schöner, fast dämonisch schön.

„O, Vater!“ rief sie, „ich darf eigentlich nicht mehr so sagen. Ich hab's gewußt, ich hab's geahnt, ich hab' fort gewollt; warum habt Ihr mich nicht fort gelassen? Ich gehör' nicht hierher und jetzt erst gar nicht, nie mehr! O, mir ist das Aergste geschehen, ich bin wieder in die Wildheit verfallen, in die Tollheit, und die dort oben hat doch gesagt:

glaub' nur an dich, an deine Gutheit, und du kannst Alles. — Ich habe die härteste Strafe, ich glaub' nicht mehr an mich, ich kann jede Minute wieder toll werden, ich glaub' nicht mehr an mich."

Als Conny und Annette mild mit ihr sprachen, schrie sie: „Jedes gute Wort von euch sticht mich im Kopf. Schimpfet mich aus, schlaget mich, tretet mich! Das gehört mir, das thut nicht so weh; aber gute Worte, die ich nicht verdiene, die thun weh. Ich hab' gemeint, ich hätt' schon Alles erlebt, aber es ist nicht wahr. Jetzt, wo es angegriffen ist, sehe ich erst, wie viel Liebe und wie viel Respekt ich bei all den Meinigen gehabt habe, und wenn der Ernst wiederkommt, da sag' ich ihm Alles. Er soll mich nur recht auszanken, ich hab' es verdient."

Wir brachten sie heim, und es war ein wunderbares Widerspiel, wie wir dort den Ikwarte trafen. Der stramme Mann war wie zerbrochen und sagte immer: „Herr Oberst! es war nicht gegründet, es schickt sich nicht für mich und noch dazu in fremden Landen."

Aber Ludwig nahm das Alles sehr leicht und lachte laut, daß Nord- und Süddeutschland noch

einmal mit einander gerauft habe. Und dann entschuldigte er Ikwarte bei uns; er könne keinen Wein vertragen, er habe bis zu seinem zwanzigsten Jahr, außer beim Abendmahl, keinen Tropfen Wein getrunken.

Ikwarte nickte dazu und zupfte an seinem rothen Schnurrbart. Dann ging er mit Rothfuß davon.

Martella kauerte indeß auf dem Boden in einer Ecke, tief in sich zusammengebückt.

Ludwig sagte mir leise: jetzt sei die Zeit, von Martella zu hören, wer und woher sie sei.

Ich meinte, es wäre besser, wir warteten bis morgen; das Kind sei zu sehr angegriffen. Aber er bestand darauf, daß jetzt der Augenblick gekommen sei.

Dreizehntes Kapitel.

Ludwig ging auf Martella zu und sagte: „Martella! eine Frau in Amerika kennt dich."

Martella schnellte empor, und die Haare mit beiden Händen aus dem Gesicht streichend, fragte sie: „Woher weißt du das?"

„Ich werde es dir sagen, wenn du deine Geschichte erzählt hast. Willst du?"

„Ja ich will. Es ist gut, ist recht so. Aber Niemand, als du und der Vater soll dabei sein. Verzeihen Sie, meine gnädigen Damen," sagte sie mit einem fremden Tone zu Conny und Annetten gewendet, „ich kann es nur dem Vater und dem Bruder erzählen."

Sie trank einige Tropfen aus einem Glase Wasser; dann setzte sie sich hinter den Tisch an die Wand und begann:

„Ich kann nur zurückdenken bis zu der Zeit, wo ich sechs Jahre alt war. Von früher ist mir Einzelnes in Erinnerung, aber nichts deutlich.

Wir wohnten in der Stadt am Rhein, ich glaube, sie heißt Mainz. Es sind da zweierlei Soldaten: Preußen und Oestreicher; die Oestreicher haben weiße Röcke, wie der Vetter, der mit der jungen Frau einmal beim Baron Arven zu Besuch war.

Im Zimmer meiner Mutter unter dem kleinern goldenen Spiegel — an der andern Wand war ein ganz großer, vom Boden bis an die Decke — hing das Bild eines schönen Offiziers; ich meine, ich habe ihn auch einmal gesehen. Meine Mutter hat ihn Prinz genannt, und er hat dabei gelacht. Er hatte helle blaue Augen; nur der Augen erinnere ich mich, sonst an nichts.

Und auf das Bild deutend, hat meine Mutter oft gesagt: Martella, merke dir's, das ist dein Vater; er hat mich sehr lieb gehabt und dich auch.

Ich wußte lange nicht, was denn eigentlich meine Mutter treibt. Sie hat jeden Morgen fast bis zum Mittag geschlafen, und dann ist sie oft auf den Zehen gestanden und so im ganzen Zimmer herumgegangen; dann hat sie sich plötzlich auf den

Boden fallen lassen, ist wieder aufgesprungen, hat große Schritte gemacht und sich vor ihrem eigenen Bild im Spiegel verbeugt und sich Kußhändchen zugeworfen. Und einmal hab' ich sie gesehen, wunderschön mit einem kurzen Flor um den Leib und siebenerlei Flor drüber; sie hat ausgesehen wie ein schöner Vogel, fast so wie der Porzhahn drunten im Hof, und ich bin auch schön angezogen gewesen; ich hab' Flügel auf der Schulter gehabt, und sie haben mir zwei Spiegel hingestellt, drin hab' ich mich von hinten auch gesehen, und ich hab' goldene Schuhe an und hab' lernen müssen, die Arme ausbreiten und dann wieder die Hände zusammenlegen, ganz langsam, und sie haben mir einen Gurt um den Leib herumgethan, einen goldenen Gurt von lauter Diamanten, und so bin ich in der Luft geschwebt und hab' gehört Menschen schreien und in die Hände klatschen; ich hab' aber nicht gesehen, wo sie sind und wie viel sie sind.

Wir sind in einer Kutsche heimgefahren, das weiß ich noch, und dann weiß ich lange Zeit nichts mehr.

Einmal zeigt mir meine Mutter einen Mann, der hat einen grünen Schlafrock an und hat Wickeln

in den Haaren, und da sagt sie mir: Kind! das ist jetzt dein Vater, zu dem mußt du Vater sagen.

Er hat zu mir gesprochen, aber ich hab' ihn nicht verstanden.

Und die Mutter sagt: Das Kind ist zehntausend Gulden werth, die kann viel verdienen.

Ich hab' dann oft das Wort Amerika gehört. Und weil ich alle Menschen hab' Onkel heißen müssen, hab' ich einmal gefragt, wo denn der Onkel Amerika wohnt, und da haben sie entsetzlich gelacht und der Mann mit den Wickeln im Haar, dem ich hab' Vater sagen müssen, hat mich geküßt.

Es war eine Magd bei uns, die hat mir immer gesagt: Du armes Kind, du mußt nach Amerika zu den Wilden! O, du armes Kind!

Und eines Morgens höre ich, daß es heute nach Amerika geht. Draußen am Rhein waren viele Menschen und großer Lärm, und als wir auf dem Schiff sind, heißt es: Bleib' da sitzen, sonst mußt du hierbleiben. Und wie Alles auf dem Schiff voll Wirrwarr ist, schleiche ich davon, wieder an's Land und verstecke mich hinter Fässern, drin die Bienen summen, sie haben mir aber nichts gethan.

Ich höre die Glocke läuten, ich höre das Dampf-

schiff patschen, ich rühre mich aber nicht. Ich habe ein Täschchen umhängen mit Zuckerbrot drin, das esse ich.

Das gestickte Umhängetäschchen hatte mir der Prinz geschenkt, der auf dem Bilde, das unter dem Spiegel hing, und ich hab's noch. Es ist das Einzige von damals. Und einen Hund haben wir auch gehabt, der hat Murrle geheißen, und darum hab' ich meinen Hund selig Murrle geheißen.

Wie es endlich Abend wird, krieche ich aus meinem Versteck hervor, und da sehe ich viele Menschen, die stehen um eine alte Frau, die am Boden sitzt und klagt: Sie haben mich mit Fleiß zurückgelassen, sie wollen mich nicht haben.

Die Leute sagen ihr, sie wollen ihr helfen, ihr Geld geben, daß sie den Ihrigen nachreisen kann. Sie sagt aber immer: Nein, das will ich nicht, sie wollen mich nicht haben.

Und die Leute geben der Alten Geld und gehen fort. Und wie Alle fort sind, sag' ich zu der Frau: Nimm mich mit, ich bin zehntausend Gulden werth.

Da hat sie gelacht und hat gesagt: Ja, das bist du auch.

Und ich hab' ihr erzählt, daß ich heimlich hier geblieben sei; ich wolle nicht nach Amerika.

Und da hat sie wieder gelacht und hat mich auf ihren Schoß genommen und gesagt: So ist's recht; wir Zwei bleiben beieinander.

Und so sind wir zwei gewandert, lang, weit, und sie hat allen Menschen gesagt, ich wäre ihr Enkelchen. Wir haben viel Geschenke bekommen, und alle Menschen haben mir gesagt, ich sei so schön, und ich hab' der alten Frau — sie hat Jägerlies' geheißen — erzählt, daß ich Flügel gehabt hab', und da hat sie gesagt: Ich glaub's; sie werden dir schon wieder wachsen, wenn ich todt bin. Nicht wahr, ich erzähle närrisches Zeug?"

„Nein, nein! Erzähle nur weiter!"

„Wir sind endlich in den Wald da drüben gekommen, und nun hat die Jägerlies' gesagt: Da bleiben wir. Sie hat Bekannte gehabt in der Nachbarschaft. Sie hat aber mit Niemand verkehren wollen, weil sie immer ausgelacht wurde, daß die Ihrigen sie bei der Ueberfahrt nach Amerika haben sitzen lassen. Von den Geschenken her haben wir Geld gehabt und haben uns Kochgeschirr und Ueberzüge für unsere Moosbetten gekauft und eine Geis. Satt zu essen haben wir immer gehabt.

Im Sommer war's lustig, im Winter nicht

so; aber wir haben viel Vögel gefangen und haben sie gerupft und gegessen.

Ich bin auch in die Schule geschickt worden, aber es hat mich arg gekränkt, daß sie mir immer gesagt haben, ich sei ein Judenmädchen. Ich hab' nicht gewußt, was ein Jude ist, aber sie haben mich eben damit schimpfen wollen. Ich glaube, meine Mutter war katholisch, aber ich weiß es nicht.

Und so bin ich größer geworden und habe die Holzaxt regiert so gut wie der stärkste Holzknecht, und es hat Keiner gewagt, mich mit einem Finger anzurühren.

Man kann mir die Augen verbinden und ich kann am Geruch die Bäume erkennen und die Blätter.

Ich habe ein Schlangenei bei mir getragen, das ich einmal Mittags zwischen elf und zwölf gefunden und unberufen zu mir gesteckt habe. Ich habe auch eine besondere Gabe, wilden Honig zu finden, und die Bienen haben mir nichts gethan, wenn ich die Waben nehm', und wie ich einmal eben daran bin, kommt Ernst. Er thut, als ob er mich strafen wollte. Ich habe ihm aber gesagt, daß das kein Waldfrevel sei und keine Wilddieberei, und da hat er mir gesagt: Du bist selber wilder Honig.

So hat mich der Ernst gefunden und hat mich daher gebracht und jetzt bin ich da. Aber ich verdien's nicht. Sie sagen, mein Ernst sei in Algier bei den wilden Türken. Gebt mir Geld, daß ich zu ihm kann, ich finde ihn

Aber sag' du mir jetzt, Ludwig, woher weißt du, daß meine Mutter in Amerika ist?"

„Ich weiß nichts davon, ich hab' es nur vermuthet, weil du immer solche Furcht vor Amerika hast."

„So? du bist der Sohn von solchen Eltern und kannst lügen? Das wird dir deine Mutter im Himmel nicht verzeihen."

Ludwig war betroffen von diesem Anruf und konnte nicht umhin, Martella um Verzeihung zu bitten. Sie nickte still und reichte ihm die Hand, dann auch mir und sagte dabei: „Vater, ich thue nichts, als was Ihr mir saget; ich thue nichts mehr aus eigenem Willen."

„Hast du immer Martella geheißen?" fragte Ludwig.

„Nein."

„Wie denn?"

„Conradine."

„Wer hat dir den Namen Martella gegeben?"

„Die Jägerlies'."

„Warum?"

„Weil sie gesagt hat: dann kennt dich Niemand, und wenn sie dich suchen, finden sie dich nicht."

„Wie ist sie aber gerade auf diesen Namen gekommen?"

„Da hättest du sie selber fragen müssen. Jetzt ist's genug. Gut Nacht!"

Martella ging davon.

Ludwig erzählte mir noch, daß er drüben in dem mehrere Stunden entfernten Roggenthal, wo die Jägerlies' gewohnt hatte, ihr nachgeforscht habe. Er fand es unbegreiflich, daß wir es nicht früher gethan; nun war die Jägerlies' vor wenigen Tagen gestorben.

Von Umwohnern hatte er erfahren, daß sie manchmal in geheimnißvoller oder undeutlicher Weise von Amerika sprach, und hierauf und auf die Wahrnehmung, daß Martella nicht gern von Amerika hörte, habe er seine Frage gebaut.

Vierzehntes Kapitel.

Trotz des Zwischenfalls von Martella und Ikwarte blieb es nach dem großen Feste noch wie ein Nachduft im Hause und im Dorfe. Annette sagte: „Wenn ich eine größere Gasterei gegeben hatte, that es mir immer weh, wenn die vielen Menschen, die beisammen waren, so heiter, so belebt, nun plötzlich verschwanden; und mir war es besonders erfreulich, wenn einige Näherstehende noch da blieben und man sich nochmals zusammensetzte in ruhigem Behagen, und aus dem großen Kreis ein kleiner, wohlig sich anschmiegender wurde. So, meine ich, sollten Einige von uns noch bleiben.“

Zum ersten Mal sah ich einen unbefangenen glücklichen Blick Richards, der auf Annetten ruhte. Auch er hatte abreisen wollen; nun blieb er, und wie von selbst bildete sich ein gutes Vernehmen

zwischen den Beiden, wie von zwei Menschen, die einander innerlich freundlich gesinnt sind, aber unwillkürlich immer auf die Punkte treffen, in denen ihre Naturen einander widersprechen, bis sie endlich eine friedliche Vereinigung gefunden haben.

Annette war anders geworden. Sie wechselte nicht mehr so schnell die Gegenstände des Gesprächs. Sie hatte Maß und Gelassenheit in ihrem Behaben gewonnen, sie hatte bescheiden und fest fragen, aber auch still sein gelernt, und einmal sagte sie: „Martella hat ausgesprochen, womit man am Schwersten bestraft werden kann, und das ist: wenn man nicht mehr an sich selber glaubt, wenn man erfährt, daß Aufregung und Schwäche uns in die Hand des Zufalls oder in die Hand fremder Menschen gibt, und gerade das heraustreten läßt, was man in sich niederhalten wollte."

Von dem großen Feste hatten die drei Knechte: Rothfuß, Ikwarte und Karl, sowie Martella schlimme Nachwehen. Sie gingen still umher, und Annette, die das Schwergemuthe in anderen Menschen schnell begriff und schnell zu heilen suchte, gab sich viele Mühe, Jeden in seiner Weise aufzuheitern.

Wir saßen am Morgen im Garten traulich bei-

sammen. Richard ging mit Conny nach dem Dorfe, da sagte Ludwig zu Annette: „Wir können Ihnen nicht genug danken, daß Sie meiner Frau ein so treues und inniges Bild der Mutter gegeben.“

Annette äußerte nun ihre Freude an Conny, und als sie fragte, wie Ludwig sie kennen gelernt, sagte dieser:

„Wenn der Vater noch einmal hören will, was er schon weiß, will ich's Ihnen berichten.“

Ich willigte ein und Ludwig erzählte:

„Die Amerikaner haben etwas von den alten Römern, sie sorgen, wenn sie Städte gründen, vor Allem für gutes Wasser. Und so war nun damals eine lebhafte Verhandlung über Anlegung einer Wasserleitung. Ich hatte Hoffnung, daß sie mir übertragen würde und wanderte in weitem Umkreise umher, um die rechten und ergiebigen Quellen zu finden. Ein Bergbach, in den ein anderer geleitet werden konnte, schien mir am geeignetsten.

Ich ging seinem Ursprunge nach und war glücklich im Auffinden reich fließender Quellen. Ich war weit umhergestreift, da sah ich gegen Abend eine Blockhütte in der halben Höhe einer Thalvertiefung gebaut. Ich wanderte ihr zu, ich kam an das

Haus, es stand offen. Ein Hund, der der einzige Wächter schien, sprang freundlich an mir empor. Ich trat in den Vorraum, ich rief, Niemand antwortete. Ich öffnete die Stubenthür, es war hier wohnlich und schön.

Meine Mutter hatte immer gesagt: Man sieht die Bildung der Bewohner an den Wänden hängen. Hier hingen gute Kupferstiche nach den Bildern der ersten Meister, ein Klavier stand offen und über ihm eine Büste Mozarts. Ich wagte es, näher zu treten. Aufgeschlagen war Mozarts G-moll-Symphonie.

Wie lange hatte ich die Tasten nicht berührt! Jetzt trieb mich eine Sehnsucht wie nach einem erfrischenden Bade.

Ich begann zu spielen, und mir war so wohl wie einem guten Schwimmer. Ich spielte weiter und weiter; ich vergaß ganz wo ich war, und als ich geendet hatte und mich umschaute, stand ein schöner alter Mann mit einer holderblühenden Jungfrau unter der Thür.

Nicht wahr; ich brauche das Nähere nicht zu erzählen?

Ich blieb die Nacht in dem gastlichen Hause

und bald erklärte sich's, daß der Mann hier, der Flüchtling war, ein Genosse meines Vaters gewesen.

Constanze, oder wie sie kurzweg hieß, Conny, wurde meine Braut, wurde meine Frau, und unser Sohn, der am Geburtstage Mozarts geboren war, erhielt dessen Namen.

Ich darf sagen: unsere Ehe ist eine glückliche, mit voller Harmonie in Tönen und in Gedanken gesegnet.

Als ich in den Krieg zog, sagte meine Frau nur einfach: Du hast Recht, und als unser ältester Sohn starb, war sie tief traurig, erhob sich aber bald wieder in dem Gedanken, daß Alle Opfer bringen mußten.

Ich war kein guter Heerführer. An Muth und Ausdauer in Ertragung von Strapazen fehlte mir's nicht; aber das Soldatenthum will gelernt sein. Doch konnte ich durch meine langjährige Uebung in Terrainstudien in der alten und in der neuen Welt mancherlei nützen. Ich übersah gut die Stellungen, Vortheile und Nachtheile auf unserer und auf des Feindes Seite. Sonst aber hatten die Junker des Südens weit bessere Führer, als mich und viele Andere, die den Krieg nicht gelernt.

Sie wissen nun die Hauptsache und ich breche ab; ich sehe, Conny kommt dort wieder mit Richard."

Sie kamen und Annette war zurückhaltend genug, mit keinem Worte zu verrathen, was sie eben gehört hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Richard reiste mit Ludwig und Wolfgang ab: sie wollten Wolfgang in die forstwissenschaftliche Schule bringen. Es kam zu keiner Erklärung zwischen Richard und Annette; nur sagte er ihr beim Abschied: „Ich glaube, Sie thun recht, wenn Sie noch länger hier bleiben; es wird gut für Sie sein und Sie wirken auch wohlthuend auf Andere.“

Annette antwortete nicht, aber ich sah, wie sich ihre Brust hob und senkte.

Es bildete sich ein glückliches Einvernehmen zwischen Annette und Conny. Annette begriff jetzt, wie man in solcher Einsamkeit sich getreu und fest im geistigen Leben erhalten und weiter bilden konnte und sie war glücklich, wenn sie für eine neue Anschauung ein Wort gefunden hatte. Sie sagte mir: „Wie es Einsiedler der Religion gibt, so kann es

auch Einsiedler der Bildung geben, die sich zum Höchsten bringen."

Sie redete Conny manchmal mit „du" an. Ich weiß nicht, ob sie erwartete, daß Conny sagen würde: Wir wollen das nun so halten. Aber Conny blieb bei dem „Sie" und ließ sich nicht aus einem höflichen, zurückhaltenden Tone herausbringen.

Annette bewunderte oft und oft die reichen, blonden Flechten Conny's und redete ihr zu, daß sie dieselben durch eine andere Frisur mehr geltend machen möge. Aber wie bei ihrem Behaben blieb Conny beharrlich bei ihrer gewohnten Haartracht.

Ludwig kam wieder und erklärte mir, er könne diesen Sommer nur bleiben, wenn er eine bestimmte Arbeit habe. Er wünschte den Plan zu einer neuen großen Bautischlerei auszuführen, er wolle den ganzen Bau leiten; aber es fehle ihm dazu das flüssige Geld. Als ich ihm sagte, daß auch ich im Augenblick nicht genug dazu habe, bat Annette, es von ihr anzunehmen. Ich lehnte ab, aber Ludwig erklärte ohne Weiteres die Annahme und so mußte ich einwilligen.

„Vater!“ rief Ludwig mit einer an ihm auffälligen Begeisterung, „Ich meine, daß die Wasserkraft uns auch in der großen Arbeiterfrage helfen soll. Das, was wir jetzt unternehmen, macht mich in vielem Betracht glücklich und frei. Ich hoffe die beiden großen Hebel der neuen Zeit, Unternehmungsgeist und Spargeist, in Thätigkeit zu setzen. Mich hat die sogenannte sociale Frage persönlich beleidigt. Ich fragte mich: Bist denn du schon so alt, daß du dich vor einer großen Umwälzung fürchtest? In deinen jüngeren Jahren hat's dich gekränkt, wenn du von den Alten hören mußtest: das ist übertrieben, utopisch, demagogisch und wie das Alles heißt. Und jetzt sagst du selber so? Ich habe mich redlich geprüft, ich konnte nicht anders.

Machen wir die Industrie heimisch, eröffnen wir hier zu Lande neue Erwerbsquellen, so stärken wir damit auch das Beste, was wir hier im Walde haben: unsere Liebe zur Heimath. Das ist eine Lebensader, die beim Auswandern unterbunden, wenn nicht getödtet wird.

Wir erweitern den Spruch: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, und sorgen dafür, daß auch

Andere im Lande sich redlich nähren können. Wir müssen lernen weiter gehen. Zuerst schickte man die rohen Stämme stromab gen Holland, jetzt schickt man gesägte Bäume und Bretter und von nun an müssen wir Thüren, Getäfel und Treppen senden."

Er erklärte uns den Plan für die Bautischlerei, und es war vergnüglich, wie er darlegte, daß die Menschen hier zu Lande nicht nur besser schließende Thüren und Fenster und besser gefugte Treppen und Fußböden haben sollten, er wolle auch schöne Muster zu Söllern schneiden lassen. „Bei alledem," schloß er, „verdienen wir und verdienen unsere Landsleute reichlich Geld. Das Gemeinnützige, recht geübt, bringt auch eigenen Vortheil."

Annette warf ein, ob er dadurch nicht alle Eigenthümlichkeiten zerstöre; er wolle einen Kleiderladen von fertigen Häusern machen.

„Ja wohl, das ists!" rief Ludwig lustig; „Alles große Gemeinsamkeit; ein Jeder trägt am Ende seinen Rock doch besonders. Und ich weiß, was Sie schließlich noch sagen wollen: Die Maschinen zerstören die Schlichtheit unserer Landschaft und das, was man die Naivetät des Volkslebens nennt?"

„Ja, das meine ich."

„Und mit Ihnen noch Tausende. Aber die Menschheit muß sich an das Neue gewöhnen. Spinnrad oder Nähmaschine! Wie man vordem im neuen Hausrath das Spinnrad obenauf stellte, so wird fortan die Nähmaschine diesen Platz in jedem Haushalt einnehmen, und der Geist der Schönheit, die sinnige Gewöhnung, wird diese schmücken wie einst jenes, obgleich jenes eine einfache, dieses eine complicirte Maschine ist."

„Ich danke Ihnen," sagte Annette, die Hand darreichend. „Sie sind in Wirklichkeit ein Mensch aus der neuen Welt."

Eine Insel im Thalbache wollte Ludwig durch Sprengung der umgebenden Felsen mit dem festen Land verbinden, so das Nutzlose verwenden und die Wasserkraft höher spannen. Er fing die ganze Sache amerikanisch an und war sehr erfreut, als ich ihm sagte, daß die Flözer eigentlich nur zwei Stunden des Tages das Recht zum Durchlaß haben und wir die Stunden verlegen können, so daß sie uns nicht stören. Es machte ihn glücklich, daß die Leute nicht mehr so lässig zögern durften, sondern sich zusammenhalten mußten für bestimmte Zeit.

Er setzte fest, daß der Durchlaß der Flöße auf die Mittagsstunde gelegt wurde, wenn die Arbeiter in der Bautischlerei Ruhe hielten.

„Ach," rief er zuletzt, „ich weiß noch die Minute, da mir die Mutter erklärte, was Arbeit ist. Wir standen an der Schmiede, da sagte sie: Sieh, Ludwig! dies Pfund Eisen hier ist wenige Groschen werth, aber ein Pfund Uhrfedern viele hundert Thaler. Das ist Arbeit. — In meinem ganzen Leben hat mich die Erinnerung an jene Minute vor der Schmiede begleitet. Ich sehe noch den Schmiedegesellen, wie er die Sporen zurechthämmert, in die man die Wieden der Flöße einlegt, und derweil er den einen Sporn hämmert, hat er den andern schon im Feuer liegen. So hab' ich's auch immer gemacht."

Annettens Bruder kam aus dem Wildbad und erzählte, daß eben gestern der französische Gesandte von dort nach dem Rheine zum König von Preußen gereist sei, um, wie man höre, zu veranlassen, daß kein deutscher Prinz König von Spanien werde. Es herrsche große Aufregung und es sei gewagt, jetzt namhafte Summen in einem neuen Unternehmen anzulegen, zumal so nahe der französischen

Grenze. Es drohe etwas in der Luft, es ziehe hin und her, wie ein Gewitter, das da oder dort hängen bleibe und zum Ausbruch komme.

Napoleon wolle oder müsse den neuen Credit, den ihm das Plebiscit gegeben habe, discontiren. Er müsse den Franzosen einen Festschmaus geben und sie betrachteten noch immer einen Krieg und besonders einen solchen mit uns als die vergnüglichste Unterhaltung. Die schlechteste Ausrede sei ihm gut genug dazu.

Er halte sich deshalb für verpflichtet, Annette von dieser Betheiligung an unserem Unternehmen abzureden; aber er wolle aus eigenen Mitteln die entsprechenden Summen hergeben, denn schließlich müsse nach jedem Krieg wieder Frieden kommen, und wenn das Unternehmen der Bautischlerei gelinge, so wolle er seinen Antheil ganz oder zur Hälfte Annetten überlassen.

Ludwig wollte sich ausgediente Soldaten zu seiner Fabrik holen. Er hatte kein Vertrauen zu Arbeitern, die nicht gedient hatten, und zunächst, weil der Steinhauer Soldat gewesen war, machte er ihn zum Aufseher.

Er hatte einen älteren Mann als Bauführer

angenommen, der ihm als äußerst rechtschaffen empfohlen war. Er wollte ihn bei seiner Rückkehr mit nach Amerika nehmen.

Wir erfuhren, daß der Mann ehemals Ingenieur-Offizier gewesen. Er hatte austreten müssen und lebte nun einfach und arbeitsam, aß mit den Steinbrechern, schlief mit ihnen auf dem Laubsack in der Hütte. Nur in der Arbeit merkte man, daß er von höherm Stande; aber er schien keiner Selbstbestimmung fähig, er bedurfte der Anweisung; war diese gegeben, so vollführte er sie mit der größten Genauigkeit. Er sprach wenig, eigentlich nur, was nöthig war. Es schien immer, als ob er etwas suchte, was er nicht nennen dürfe oder könne.

Jetzt ließ Ludwig auch Wacker, den verkommenen Kameraden aus dem jenseitigen Thale kommen. Er war nur etwas angetrunken, und Ludwig sagte ihm: „Wacker! ich will dir eine gute Anstellung hier geben und erkläre dir Folgendes: Es sind dir noch drei Räusche erlaubt. Nach dem dritten wirst du unnachsichtig entlassen. Gehst du auf den Vertrag ein? — gut! so sag' ich dir nur noch: hüte dich vor dem ersten Rausch! er schadet dir nichts,

du behältst deine Stelle. Aber du hast dann dein Kapital angegriffen."

Die Sache war gut, und Wacker benahm sich anfangs unter Oberaufsicht des Bauführers ordnungsmäßig. Aber es hielt nicht vor. Er hat seine drei Räusche abgetrunken und ist wieder entlassen worden.

Nun ging es an Ausmessen und Rüsten, an Herbeiziehen von Arbeitern; denn zunächst mußte das Flußbett regulirt werden.

Annette war sehr glücklich, in die ganze neue Anlage vom Beginne an Einsicht nehmen zu dürfen.

Ludwig hatte die Stelle des besten Gefälles gefunden; er hatte eine Maschine, mittelst deren er am Lande rasch die Gefällsverhältnisse maß, und Annette war auch damit sehr glücklich; sie wollte wissen, ob man die Triebkraft des Wassers auch mit Pferdekraft mißt; sie wollte Alles kennen, um sich zu unterrichten.

Ludwig war auf die vielen Fragen Annettens und ihre ganz persönlichen Bemerkungen viel milder als Richard, eben weil Ludwig ein Praktiker war. Auch sprach Annette offenbar nicht mehr in dem Gefühle, daß sie eine bevorzugte Natur sei, sondern einfach bescheiden.

Wir mußten schließlich laut auflachen; denn als Annette ausrief: „Ach, daß das klare Wasser arbeiten soll!“ ahmte Ludwig ihren Ton nach und sagte: „Ach, daß die schönen Pferde den Wagen der Frau Rittmeisterin ziehen sollen!“

Annette wurde feuerroth; aber sie faßte sich und sagte: „Sie haben Recht; meine Ansicht war kindisch.“

„O Sie Engel!“ rief Ludwig, „eine Frau, die sagen kann: Sie haben Recht! ich habe mich geirrt! — wo ist Ihres Gleichen, meine Frau ausgenommen?“

Wir erhielten die Erlaubniß, die Straße tiefer um den Berg zu legen und gewannen dadurch den besten Lagerplatz für Stammholz und Sägewaare.

Wir hatten aber noch einen Einspruch zu überwinden, an den wir gar nicht gedacht hatten. Der Engländer hatte von der sogenannten Bachgemeinde, das heißt von den Dörfern und Gehöften am Ufer, das Fischrecht im Thalbach gepachtet. Er erhob nun bei Gericht Widerspruch gegen die Sprengung der Felsen; denn dort war sein bester Forellenfang.

Ludwig ging selber vor Gericht, und es gelang ihm, den Einspruch zu beseitigen.

Der Engländer, der bisher unserem Hause fremd gewesen, ward ihm von da an feindlich und würdigte uns keines Blickes mehr. Er stand, wenn Eines von uns vorüberging oder fuhr, abgewendet am Ufer oder wendete sich schnell ab.

In all der Unruhe zeigte sich Ludwig ruhig und wohlwollend; aber nachlässige Arbeit empörte ihn so, daß er sie Verbrechen und Schurkerei schalt. Er war unzufrieden über die Unanstelligkeit der deutschen Arbeiter in der Heimath und über ihre Zeitvergeudung; dieselben Menschen seien draußen in der neuen Welt ganz anders.

Annette wollte eine Küche für die Arbeiter am Ufer bauen lassen; sie hatte schon mit der Schulmeisterin darüber verhandelt und auch die Schlosserin war zur Hülfeleistung bereit; aber die Leute gingen nicht darauf ein.

Die Schlosserin hatte es für ihre Pflicht gehalten, Ludwig wegen ihrer Wiederverheirathung zu befragen, obgleich sie bereits entschieden. Sie hatte den jungen Steinmetz gewählt, der kaum so alt war, als sie selbst.

Am Sonntag war die Hochzeit, und Annette beschäftigte sich lebhaft mit dem Gedanken, wie es

den drei Kindern zu Muthe sein müsse bei der Hochzeit ihrer Mutter.

Ehrenhalber mußten auch wir mit bei der Hochzeitstafel sein und der Schweizer-Schmalz, der ein Anverwandter des Bräutigams war, rief mit lauter Stimme, daß der Bräutigam nicht nöthig gehabt hätte, so schnell zu heirathen, um nicht wieder in den Krieg zu müssen. Der windige Preuße wage es nicht, mit Frankreich anzubinden, und wenn er's auch thäte, wir wirklichen Deutschen — das seien wir Süddeutschen — thäten nicht mit.

Er kramte mit lauter Stimme die Weisheit der Volksblätter aus, und ich glaube, er that es mit der Absicht, uns herauszufordern.

Ludwig sagte mir leise: „Es ist nicht der Mühe werth, einen Einzelnen zu bekehren; die Ereignisse werden bekehren."

Während ich nicht an den Krieg glaubte, hoffte Ludwig auf denselben mit großer Bestimmtheit, und er hatte nur Angst, daß wir die Gelegenheit vorübergehen lassen, wo es aller Welt offenbar ist, daß Frankreich muthwillig und frevelhaft den Krieg herausfordert.

Wir gingen hinunter zum Thalbach, wir wollten dafür sorgen, daß kein Unglück geschehe bei Sprengung des Felsens, dessen Gestein wir nöthig hatten und wodurch wir auch den Bach mit gutem Gefälle nach der andern Seite hinüberdrücken konnten.

Ludwig leitete die Sprengung selber. Ich stand unten am Wege mit Annette und Conny auf der einen Seite, während Rothfuß und Martella auf der andern waren, um Fuhrwerk und Fußgänger zu warnen und aufzuhalten.

Da knallte es und tönte mächtig wider weit hinaus durch die Bergschluchten und Wälder. Die Sprengung war ohne jeglichen Unfall gelungen.

Bald waren wir wieder Alle auf der Straße versammelt, auch die Steinhauer waren bei uns; da kam Ikwarte mit dem Landjäger athemlos heran, und schon von ferne rief er: „Es ist Krieg! es ist Krieg!"

Der Landjäger brachte mir ein Schreiben, worin ich, da Frankreich den Krieg erklärt hatte, sofort zum Landtage einberufen wurde.

Ludwig ordnete an, daß ruhig fortgearbeitet werde und übergab dem Ingenieur die Weiterführung des Neubaus. Er begleitete mich noch am

Abend nach der Hauptstadt; auch Martella reiste mit uns.

Der Engländer stand am Ufer und angelte.

Erst auf der Reise kam ich eigentlich zur Besinnung über das, was uns nun bevorstand.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Die große Lebenswende ist da, gehofft, gefürchtet, aber immerdar ersehnt. Wir müssen wider den raufboldigen, herrschsüchtigen Nachbar kämpfen. Wir müssen kämpfen, um zu sein. Wird ganz Deutschland zusammenstehen? Wenn wir jetzt nicht einig sind, ist unser Untergang sicher und wir verdienen ihn.

So zu wissen: die Entscheidung ist da und du kannst nichts mehr selbstthätig bewirken, du bist eine Welle im Strom — es ist beklemmend und erhebend zugleich.

Ich überzähle in Gedanken alle meine Landtagsgenossen. Die Entscheidung scheint mir zweifelhaft. Die Sonderthümelei ist noch groß und schminkt sich auf mit allerlei Freiheitsgedanken.

Und wie ist der Fürst gesinnt? Wäre es besser,

wenn die Entscheidung über Krieg und Frieden einem Einzelnen anheimgestellt würde?

Das ist eine neue Bitterniß in Tagen zweifelhafter Entscheidung, daß auch die unabänderlichen Grundsätze in's Schwanken gerathen wollen.

Es war mir ein Trost, daß Ludwig mich begleitete. Er war so innig theilnehmend und doch zugleich ein Fremder; mehr als zwei Jahrzehnte hatte er draußen gelebt und war Bürger der neuen Welt, sein Blick war freier.

Trotz der bereits erlassenen Kriegserklärung und der Raserei in der französischen Kammer und des Geschrei's in den Straßen von Paris wollte ich noch immer eine letzte Hoffnung festhalten, daß die Waffenentscheidung zurückgehalten werde. Aber Ludwig meinte — und ich mußte ihm Recht geben — es wäre Verrath und Wahnwitz zugleich, jetzt, wo das klare Recht auf unserer Seite, nicht den Kampf aufzunehmen, der doch nur verschoben wäre; denn dieses ständige Warten und Ausschauen auf Andere sei die peinlichste Abhängigkeit.

Ludwig war der Jüngere, sein Athem ging ruhiger und er hatte selber bereits gekämpft, hier mit ungeordneten Schaaren und drüben in dem großen Kampf.

In übermüthigem Tone sagte er: hätte er die Entscheidung so nahe gewußt, er hätte sich mit Funk besser gestellt; denn es gelte jetzt, ihn und seine Partei, in der es nicht an edlen Schwärmern fehle, zu gewinnen. Ludwig hielt es in politischen Dingen nicht nur für erlaubt, sondern auch für nothwendig, durch List und Vieldeutigkeit hinzuhalten.

Martella hatte mit einer so unbezwinglichen Heftigkeit darauf gedrungen, uns zu begleiten, daß die Frau Ludwigs ihr zu liebe zurück stand und zu Hause blieb.

Im Städtchen am Bahnhofe und fort und fort auf allen Stationen wurde ich gefragt, ob ich an den Krieg glaube und ob ich dazu rathe, das Vieh in verborgene Waldschluchten zu treiben und den Hausrath zu flüchten, da der Einfall der Franzosen mit ihren wilden Horden bevorstehe.

Ich gab mir Mühe, den Leuten meine Ansicht zu erklären; aber bei der zweiten Station sagte mir Ludwig: „Vater, du mühst dich unnöthig ab, die Leute wollen eigentlich nichts wissen; sie denken, daß du nicht mehr wissen kannst als sie selber, sie fragen eben müßig und in Angst: was glauben

mitten im Strom die Pferde zu wechseln versuchen."

Schon nach einer Stunde kam er wieder und erzählte, daß er äußerst kalt dort aufgenommen worden sei, obgleich neben Funk zwei seiner nächsten ehemaligen Freunde dort in vornehmlicher Geltung standen. Aber er wisse jetzt, was man wolle. Man gehe darauf aus, die Neutralität des Landes zu erklären. Eine Allianz mit Frankreich wage Niemand auszusprechen, vielleicht auch nicht zu denken; es sei aber im Plane, neben der Abgeordnetenversammlung eine möglichst zahlreiche Landesversammlung der sogenannten Volkspartei einzuberufen, um das Abgeordnetenhaus zu beherrschen, vielleicht gar zu beseitigen.

Wir erwarteten den maßgebenden Minister in unserer Versammlung. Die rechte Seite unserer Partei hatte, wie man das jetzt nennt, Fühlung mit dem Ministerium.

Der Minister kam nicht, dagegen einer seiner Räthe, der uns mittheilte, daß man den Landtag nicht eröffnen wolle, bevor die beschlußfähige Anzahl der Abgeordneten eingetroffen sei. Es seien Verwirrungen im Telegraphenamt vorgekommen.

Mein alter Genosse und Gefängnißkamerad Lödinger sagte mir im Geheimen, nachdem der Ministerialrath uns verlassen hatte, er glaube an einen Staatsstreich. Der Fürst wolle das Land gar nicht berathen und sich als Kriegsherr allein geltend machen.

Lödinger war einer der ideal gestimmten Menschen, die, sobald sie einmal Verdacht hegen, auch das Mißtrauen bis in seine äußersten Folgerungen treiben.

Der Präsident, der aus unserer Partei gewählt war, vertraute uns unter Gelöbniß der Verschwiegenheit, daß man die Eröffnung hinzögere, bis man den Beschluß der Abgeordneten aus dem Nachbarlande wisse.

So waren wir in banger Schwebe gehalten.

Als ich in der Nacht gar nicht zur Ruhe kommen konnte, rief Ludwig mir aus dem Nebenzimmer zu: „Vater, du mußt schlafen; morgen ist ein schwerer Tag. Denk' nur! der deutsche Kaiser — will sagen, der König von Preußen — muß heute Nacht auch schlafen und ist drei Jahre älter als du.“

Ja, an jenem 16. Juli in der Nacht hat mein Sohn mir den deutschen Kaiser verkündet. Ich mußte

noch lange lächeln und schlief endlich ein. Und wunderlich! Mir träumte, ich sei wieder in Jena und jenes phantastische Spiel erneuerte sich: Wegen meines runden Kopfes und rothen Gesichtes hieß ich der Reichsapfel, dazu behaupteten sie, bei meiner großen Gestalt, bei meinen breiten Schultern würde mir der Kaisermantel am besten stehen; sie thaten mir den Kaisermantel um und ich mußte die Aemter vertheilen, und plötzlich war nicht ich der Kaiser, sondern Rothfuß, der entsetzlich lachte. Ich mußte auch lachen und lachend erwachte ich.

Zweites Kapitel.

Als ich die Augen aufschlug, stand Ludwig vor mir und sagte: „Du hast gut geschlafen, Vater, und das war nöthig; du brauchst heute deine Kraft. Heute heißt es: guten Morgen, Deutschland!"

Ich kann nicht sagen, wie es mich stärkte, daß mein Sohn bei mir war; ich hatte das Gefühl, als ob ich doppelt ausgerüstet wäre: mit der eigenen Kraft und mit der seinen. Es gibt nichts Erquicklicheres, als in schweren Zeiten einen treu Zugehörigen zur Seite zu haben. Das sollte ich heute und fortan noch oft erfahren.

Ich konnte nicht anders, ich mußte meinen seltsamen Traum erzählen, und als ich hinzufügte, es sei ein Wonnegefühl ohne Gleichen, zu denken, daß endlich ein Tag sei, an dem alle Deutschen wie

von Einem Herzschlage bewegt sind — da bat mich Ludwig, nicht so viel zu sprechen; er denke sich ganz in mich hinein, er fühle, was es heißt, fünfzig Jahre gekämpft und gelitten zu haben für das, was nun erscheine, wenn auch noch in Kriegsnoth und jenseits eines Blutstromes.

Er hatte Recht, er fühlte mir Alles nach; ja, ich möchte sagen, er fühlte mir Alles vor.

Als ich auf die Straße kam, war ein Menschengewühl, als ob Alle ihre Häuser verlassen hätten; da und dort standen Gruppen und redeten laut, und vor der Druckerei der hauptstädtischen Zeitung war eine kaum durchdringliche Masse.

Ich traf hier einen alten Freund, den gediegenen Mölder. Er hatte im Jahre 1866 eine hohe Staatsstellung aufgegeben, um sich fortan dem Vaterlande und vor Allem der Sache der deutschen Einheit zu widmen.

„Gut, daß ich dich treffe," sagte er, „es ist Krieg, und wir sind den Franzosen im Inlande zuvorgekommen. Hier in der Hauptstadt ist die Mehrheit der Bürgerschaft unserer Sache zugewendet; auf dem Lande hat die sogenannte Volkspartei gewissermaßen die Mehrheit, das weißt du ja. Die Land-

leute folgen nicht so sicher unserm Aufgebot, sie sind in den Händen der Geistlichen und der Demagogen, und diese beiden gehen jetzt eine Strecke mit einander. Wir haben daher für heute Abend in den großen Turnsaal eine Volksversammlung einberufen."

„Sollten wir Abgeordneten uns nicht davon zurückhalten?" fragte ich.

„Nein! das geht nicht mehr. Du mußt auch das Wort nehmen, und auch deinem Sohne, dem Amerikaner, ist ein solches zugetheilt. Wir haben dich in später Nacht nicht wecken wollen, ich habe auf meine Verantwortung deinen Namen unter den Aufruf gesetzt. Sieh dort."

Ich sah Gruppen an den Ecken stehen, wo ein großes Plakat angeschlagen war, das alle Männer, die ein deutsches Herz im Leibe tragen, zu der Versammlung berief; wirklich fand ich auch meinen Namen darunter.

Ich konnte nichts dagegen sagen; wir verfügten nicht mehr über uns selbst.

Den ganzen Tag wogte eine aufgeregte Menschenmenge durch die Straßen der Stadt. Die ganze Einwohnerschaft war wie ein einziger in gespannter Erwartung ruheloser Mensch. Es hieß, daß eine

Telegraphenleitung in's Schloß gezogen sei, von der man bisher nichts gewußt hatte. Die Mittagszeitung brachte die amtliche Nachricht, daß man von dem König von Preußen ein demüthiges Schreiben an den Kaiser der Franzosen verlangt habe, wobei aber ausdrücklich verbeten war, der Verwandtschaft des zum König von Spanien erwählten Prinzen von Hohenzollern mit dem Franzosenkaiser Erwähnung zu thun. Das war eine günstige Vorbereitung für den Abend.

Ich sah den Oberst den ganzen Tag nicht, aber sein Freund, der Professor Rolunt, suchte mich auf, und die Art, wie er unserm Vorhaben zusprach, erschien mir als Zuruf von meinem Schwiegersohne und als Zeichen, daß man von Seiten der Regierung die beabsichtigte Kundgebung des Volkes als nicht unwillkommen betrachte; denn der Professor war sehr behutsam geworden und stand in guter Beziehung zu den Regierungskreisen, er galt als stiller Mitarbeiter an der offiziellen Zeitung.

Am Abend gingen wir nach dem Versammlungshause.

Mölder kam, und blaß mit zitternden Lippen sagte er: „Es heißt, daß die Französelnden unsere

Versammlung sprengen wollen, aber ich habe die Turner aufgeboten; sie sind Alle auf unserer Seite, und dein Sohn hat noch seine alte Geltung bei ihnen."

Die Tagung begann.

Mölder nahm zuerst das Wort. Ich habe noch nie einen Menschen erregter gesehen. Er hielt sich krampfhaft an der Brüstung, seine Lippen zitterten und er begann:

„Wir wollen nicht preußisch werden, wir wollen Deutsche sein, wir müssen es werden. Ist aber Einer unter euch, der es wagt, das fluchwürdige Wort auszusprechen: Lieber französisch als preußisch? Ist Einer unter euch, der das zu denken wagt, so wage er es auch offen zu bekennen!"

Er hielt länger an, dann rief er:

„Ist Keiner unter euch? ich frage: ja oder nein?"

„Nein!" erscholl es tausendstimmig, und nun rief er mit jubelnder Stimme: „So sind wir unter uns." Und dann schloß er mit feurigen Worten, daß neutral Bleiben Verrath und Wahnsinn zugleich sei.

Ein junger Advokat, der bei den letzten Wahlen

gegen einen Klerikalen durchgefallen war, sprach mit jener Anwaltsberedtsamkeit, die die Worte leicht dahinrollt und geschickt gruppirt; er verlangte schließlich, daß die ganze Versammlung vor das Schloß rücke und vom Fürsten die Entlassung des schwankenden Ministeriums oder doch des Einzelnen, der vaterlandslos gesinnt sei, fordere.

Allgemeiner jubelnder Zuruf antwortete.

Ich sah die Gefahr und verlangte das Wort.

„Genug geredet! zur That! zur That!“ rief es aus der Versammlung, und es schien, daß sich die Menge bereits fortbewegte.

Mir stand das Herz im Busen still. Wir sind nicht mehr Herren der Bewegung.

Da rief Ludwig mit einer Stimme, so mächtig, daß die Wände zu zittern schienen: „Seid ihr Männer, so höret! Mein Vater will reden.“

„Hoch der Turnerkönig! der alte Waldfried soll reden! Ruhe! Stille! der alte Waldfried soll reden!“

Es dauerte lange, bis die Zurufe sich gelegt hatten, und ich glaube, ich habe das rechte Wort gefunden.

Ich durfte mich auf meine Vergangenheit berufen und legte dar, daß es nur Verwirrung brächte,

wenn man, bevor etwas entschieden sei, zu einem solchen Gewaltmittel greife. Wäre ich der Fürst, ich würde nicht nachgeben, bevor die Stimme der Erwählten des Landes gesprochen.

Jetzt wendete sich die Stimmung wieder und ich erhielt Zurufe aus der Versammlung.

Als ich geendet hatte, hieß es: „Der Turnerkönig soll reden!“

Ludwig trat vor; er konnte Minuten lang vor Beifallklatschen und Zurufen nicht zu Worte kommen.

Endlich begann er in heiterem Ton, er sehe, daß wir Deutsche noch voll Jugendübermuth seien; davon gebe auch diese Versammlung Zeugniß.

Dann erzählte er mit hinreißenden Worten, wie die Vorgänge der letzten Jahre den Ausgewanderten in Amerika einen Segen gesendet hätten, den man in der Heimath nicht genug schätze. Der Deutsche stehe in Ehren, aber er müsse sich Preuße nennen lassen. Jetzt sei die Zeit gekommen, wo das Wort Deutscher der volle Ehrenname werden müsse, und wenn, wie Einige behaupten, die Süddeutschen die eigentlichen Deutschen seien, so sollten sie es beweisen.

„Wenn sie's noch nicht sind, so sollen, so müssen,

so werden die Preußen deutsch werden. Die Preußen haben uns vom wirklichen Napoleon befreit, sie werden uns auch vom nachgemachten befreien. Der ächte war auch nicht von Gold, aber der da ist eitel Tombak.

Ich habe gekämpft gegen die Sklaverei der Farbe; jetzt gilt es den Kampf gegen die Sklaverei der französischen Phrase."

Während Ludwig sprach, schob mir der Vorsitzende einen Zettel zu, worauf die Worte standen: „Dein Sohn versteht es, den heißgerittenen Gaul verdampfen zu lassen, ehe man ihn wieder anbindet."

Ludwig wußte in der That die Stimmung der Versammlung nach Belieben zu lenken. Er erzählte zu großer Heiterkeit, daß, da er das besondere Glück habe, an der Grenze geboren zu sein, seine erste Wahrnehmung die gewesen sei, daß am Wege zwei bunte Grenzpfähle neben einander standen und er habe sich als Kind oft die Bäume im Walde darauf angesehen, ob sie wüßten, zu welchem Grenzpfahl sie bestimmt seien.

„Und als ich heimkam, wurde mir die Niedertracht, die wir erlebt haben, erst wieder neu. Von der Grenze an, die durch den bunten Pfahl

bezeichnet ist, ist auf der einen Seite Alles katholisch und auf der andern Seite Alles evangelisch; denn ehedem mußten die Leute auch die Religion ihrer Herren annehmen, was man so Religion heißt.

Laßt mich einen Vergleich aus meinem Handwerk nehmen! Man braucht viel starke Stämme zum Gerüste eines Baues. Die Blutzeugen der deutschen Einheit, die hinabgegangen sind, waren das Gerüste. Es wird abgerissen; der Bau steht rein und klar in ebenmäßiger fester Gliederung und harmonischem Schmucke.

Oder ein anderes Bild! Habt ihr schon ein Floß auf dem Waldstrom beobachtet? Das geht langsam und gemach dahin. Aber wenn's an's Wehr kommt, hui! da schnellts, und da zeigt sich's, ob die Wieden fest sind, die die Stämme zusammenhalten.

Die deutschen Stämme müssen jetzt durch's Wehr. Es kracht und knackt, aber die Stämme halten zusammen und lustig geht's hinaus in den Rhein, in's Meer.

Die Glocken im Nachbarlande sind anders gestimmt, als die hüben bei uns; aber wenn sie zusammenklingen, ist's um so schöner. Jetzt sollen alle Glocken läuten zum Einklang, zur Einheit."

Ludwig hatte die besondere Art, aus aller hinreißenden Entflammung heraus Scherze anzuknüpfen, so daß die Versammlung in die frohmuthigste Stimmung kam und ihm Recht gab, als er schloß: wir hätten so lange Geduld gehabt, über ein halbes Jahrhundert, seit der Schlacht bei Leipzig; jetzt sei unsere Geduld nur noch auf Tage, vielleicht nur noch auf Stunden in Anspruch zu nehmen.

Die Versammlung, die so wild gewesen war, schloß mit einem harmonischen Gesang. An diesem Abend zum ersten Mal hörte ich das Lied von der „Wacht am Rhein“. Es mußte auf allen Lippen geschlummert haben, und jetzt wachte es laut auf.

Der junge Advokat, der den Antrag auf sofortige Absetzung des Ministeriums gestellt hatte, sagte mir leise: „Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Antrag zu Falle gebracht haben.“

Ich sah ihn betroffen an und er fuhr fort: „Ich danke Ihnen in der That. Es galt nur, den Französlern zu zeigen, daß uns keine Forderung des Liberalismus, und wenn sie auch extreme Mittel heischt, fremd ist.“

Mir war diese Art Weltklugheit zuwider.

Der Vorsitzende brachte nun den Beschluß zur

Abstimmung, daß man festhalte an den Bündnißverträgen und an der deutschen Sache mit allen Mitteln und auf alle Gefahr.

Einstimmiger Zuruf erscholl; und nun schloß er die Versammlung mit einigen fröhlichen Worten, indem er erklärte, daß man im Garten beisammen bleibe. Das Bier sei gut, es würden aber keine Reden mehr gehalten, außer von Schoppen zu Schoppen.

Drittes Kapitel.

„Vater, es ist besser, du gehst nun nach Hause; du bedarfst des Schlafes. Ich bringe dich bis in unser Quartier. Ich muß wieder hierher zurück, sie verlangen es allgemein."

Ich ging mit Ludwig durch die Straßen. Noch wogte es auf und ab, und vor dem Schlosse stand die ganze Wache unter Gewehr. Man hatte offenbar Vorkehrungen gegen einen Tumult getroffen.

An unserer Wohnung verließ mich Ludwig.

Annette war noch wach und kam mir mit der Botschaft entgegen, es sei ein Kabinetssekretär da gewesen mit der Weisung, ich möchte heute Abend, und wenn es noch so spät sei, in's Schloß kommen und am linken Portal meinen Namen nennen. Ich erklärte, daß hier ein Irrthum vorliegen müsse, es sei wol mein Sohn Richard oder Ludwig gemeint;

aber Annette wiederholte, daß ausdrücklich der Vater Waldfried genannt worden sei.

Ich erwiderte, daß ich so müde sei, ich könne heute nicht mehr; aber Annette meinte, daß man solchem Befehle folgen müsse zu jeder Zeit, und sie glaube, daß der Fürst selber mich sprechen wolle.

Ich ging nach dem Schlosse; der ganze linke Flügel war erleuchtet.

Als ich meinen Namen nannte, rief der Lakai ihn die Treppe hinauf, ein Kabinetssekretär erschien und sagte in ehrerbietigem Tone: „Der Fürst erwartet Sie."

Ich wies auf meine Alltagskleidung; aber das wurde als durchaus gleichgiltig erklärt.

Ich ging die Treppe hinauf; überall standen Wachen. Ich wurde in einen großen Saal geführt, der Sekretär verließ mich. Bald erschien er wieder, hielt die Thür offen und sagte: „Treten Sie ein!"

Ich trat ein.

Der Fürst kam mir entgegen, reichte mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie noch gekommen sind. Ich hätte Sie gern die Nacht ruhen lassen, aber die Zeit gönnt uns keine Ruhe. Bitte, setzen Sie sich."

Es war gut, daß ich mich setzen konnte.

Der Fürst mochte merken, daß ich schwer athmete und er begann wieder: „Sprechen Sie nicht! Sie sind noch echauffirt. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich in dieser schweren Stunde mein volles Vertrauen in Sie setze. Ich habe mich schon lange danach gesehnt, Sie persönlich kennen zu lernen. Ich kenne Ihren Sohn, den Professor, noch von der Universität her.“

Er fügte sehr schmeichelhafte Worte hinzu.

Es trat eine Pause ein, und in dieser Pause sah ich mir gegenüber das Bild der verstorbenen Fürstin, die, wie ich im Hungerjahre 1817 oft gehört hatte, eine Wohlthäterin des Landes gewesen. Dies Bild erweckte mir die Erinnerung an Gustave, und ich hatte das Gefühl, als wäre ich nicht allein hier, als wäre sie bei mir.

Das Alles drängte sich in den kurzen Moment der Pause zusammen.

Der Fürst begann nun, man habe ihm mitgetheilt, was ich vor einer Stunde in der Volksversammlung gesprochen. Es sei schon seit mehreren Tagen sein Wunsch gewesen, mit mir vereint zu handeln, er habe indeß noch Bedenken verschiedener

Art gehegt, auch das, ob ich mich ihm anschließen wolle; nun habe diese Kundgebung die Entscheidung herbeigeführt.

„Entschuldigen Sie eine Frage! Sind Sie Republikaner?“

„Ich habe den Eid auf die Verfassung geschworen.“

„Sind Sie in der Theorie Republikaner?“

„In der Theorie? Die Zeiten des Perikles und des Scipio ruhen in der Seele jedes durch die Klassiker gebildeten Deutschen, und logisch consequent ist die Republik die einzige Form des freien Staates; aber weder das Leben in der Natur noch das in der Menschengeschichte ist absolut logisch und über dem reinen Denken waltet das Gesetz der bedingten Wirklichkeit.“

„Gut! so werden wir uns über alles Weitere unzweifelhaft einigen. Nun nur noch eine Frage! Wünschen Sie aufrichtig und im Grund des Herzens den Fortbestand meiner souveränen Dynastie?“

„Souverän? nein! Dynastie? ja!“

Der Fürst war bei diesen Worten aufgestanden und rasch durch das Zimmer geschritten. Mir schien, er entfernte sich unwillkürlich von mir. In

einer dunkeln, wenig erleuchteten Ecke blieb er stehen.

Es trat eine längere Pause ein. Die kleine Stutzuhr auf dem Schreibtisch ging hastig hin und her.

Solch ein Wort war in diesen Räumen noch nicht gesprochen worden. Ich hatte meine Pflicht erfüllt; aber ich war mißtrauisch gegen den Fürsten. So wenig Mißtrauen zu meiner Natur gehört, so machte mich doch dieses ganze Verhalten stutzig.

Jetzt trat der Fürst wieder in den lichten Raum, stellte sich gerade vor mich hin, die rechte Hand geballt auf das grüne Tuch des Schreibpultes gestellt. Das volle Licht beleuchtete sein Antlitz.

„Erklären Sie sich näher!“ sagte er.

„Hoheit!“ erwiderte ich, „ich habe, was ich gesagt, mit voller Ueberlegung gesagt.“

„Das weiß ich, das weiß ich. Sprechen Sie ohne Sorge!“ meinte der Fürst.

„Ich habe mein Lebenlang dafür gekämpft, gedacht und gelebt. Sollen wir ein wirkliches Vaterland gewinnen, so müssen die Fürsten den Souveränetätsrechten, die nur dem Ganzen gebühren, entsagen.

Der Gedanke der deutschen Einheit hat eine große mathematische Progression gemacht. In der Zeit der faulen Restauration während der Jahre von der Leipziger Schlacht bis 1830 konnte man die Träger dieses Gedankens nach Hunderten, höchstens nach Tausenden zählen, und es waren nur die Gebildeten, die Studirten, die ihn hegten. Mit dem Jahre 30 wurden sie zu Hunderttausenden, mit dem Jahre 48 zu Millionen, und heute lebt der Gedanke in allen Deutschen, die wissen, daß sie Deutsche sind.

Ein einzig Recht im Innern, eine einzige Vertretung nach Außen, ein einheitliches Heer. Aber treu erhalten soll der Zusammenschluß der Landschaften bleiben, die durch Leid und Freud eine Einheit für sich geworden. Der Wald ist eine geschlossene Gesammtheit, aber jeder Baum hat sein eigen Leben.

Hoheit! Ich lebe an der Grenze. Der Eigensinn des Wiener Congresses hat uns so zerschnitten, daß wir unser Salz im Ausland holen müssen. Ich habe Aecker und Wälder jenseits des Grenzpfahls; tausenderlei Störungen hat das gebracht. Selbst der Waldschutz, die Lebensbedingung unserer Land-

schaft, ist durch die verschiedenen Gesetzesbestimmungen verhindert. Wir hatten vorige Woche ein Hagelwetter, das wußte nichts von den Grenzpfählen.

Aus Herzensgrund sage ich: Ihre Dynastie, Sie und Ihr Haus sollen unser Oberhaupt bleiben, aber Sie sollen unterthan sein dem größern Gemeinsamen."

„Unterthan?" sagte der Fürst. Er erwartete wol, daß ich das Wort zurücknehme oder abschwäche; aber ich fühlte, daß ich nichts davon thun konnte.

Jetzt erhob der Fürst die rechte Hand und faßte die meine.

„Ich wußte, daß Sie so denken," sagte er, „ich habe mir das Alles vorausgesagt, aber ich danke Ihnen, daß Sie mich es aus Ihrem Munde hören ließen. Glauben Sie, daß die Mehrheit meines, unseres Volkes so denkt wie Sie?"

„Nein! das glaube ich nicht. Heute nicht, aber sie werden morgen so denken. Die That, die aufopfernde That ist die mächtigste Lehre; sie macht die Menschen wissen, was sie denken sollen, was sie vielleicht in der Seele haben, aber nicht zu denken

wagten, die Einen aus Uebermuth und Unmuth, die Andern aus Muthlosigkeit."

„Sie sind kein Schwärmer."

„Ich glaube nicht, es zu sein; das Volk liebt den Fürsten in althistorischer Gewöhnung, und es wird sich freuen, Sie mit Ueberlegung und Vernunft frei lieben zu können."

„Hatten Sie je das Verlangen, eine bestimmende Stellung im Staate einzunehmen?"

„Gewiß! das war mein tiefstes Verlangen, und ich glaube —"

„Sie müssen das Präsidium des Ministeriums übernehmen."

Ich sagte, daß ich praktischer Landwirth sei, aber nie im Staatsdienst gestanden habe.

„Erzählen Sie mir, wie Sie zu dem geworden was Sie sind," wendete der Fürst das Gespräch und setzte sich mir gegenüber.

Viertes Kapitel.

„Ich bin bereit, Ihnen rückhaltslos zu berichten.“

„Je rückhaltloser, um so dankenswerther.“

„Hoheit! Ich gehörte zu denen, die wegen demagogischer Umtriebe, wie man es damals nannte, verfolgt wurden.

Der Soldat, der mich damals bewachte — er ist jetzt Knecht bei mir — berichtete mir, daß ich zum Tode verurtheilt sei und bot mir seine Kleider an, damit ich entfliehen könne. Ich lehnte es ab und blieb. Wir wurden nicht zum Tode, aber zu zehnjähriger Kerkerhaft verurtheilt. Zehn Jahre! Eine lange, lange Nacht stand vor uns.

Hoheit! Sie haben mir die Hand gereicht. Ihr Herr Vater erklärte, daß er nie freiwillig mir und meinen Genossen die Hand reichen werde,

damit wir den Eid auf die Verfassung in dieselbe ablegen.

Sie können sich dessen nicht erinnern.

Wir waren nach fünfjähriger Gefangenschaft begnadigt worden und ich wurde mit zweien meiner Festungsgenossen in das Abgeordnetenhaus gewählt.

Die Hofjuristen wollten es nicht gelten lassen, daß wir uns wieder aller Bürgerrechte erfreuen dürften.

Das Abgeordnetenhaus, das unsere Wahl anerkannte, wurde aufgelöst, natürlich auf Befehl Metternichs. Ein neues kam zusammen, und dieses — wir Drei waren wieder gewählt — bestätigte wiederholt die Gültigkeit unserer Wahl. Ihr Herr Vater — ich erkenne vollkommen seine vielfachen wohlthätigen Einrichtungen — mußte uns die Hand zum Eide reichen.

Es giebt keine Bezeichnung, die schimpflich genug wäre für den frivolen Mann in der Kaiserstadt, dessen gehorsame Unterwürfige die souveränen deutschen Fürsten waren. Man wird es künftig nicht mehr glauben, daß die deutschen Fürsten dem Befehl von der Donau gemäß bei strenger Strafe verboten, daß

die deutsche Jugend ihren Körper durch Turnen übe und kräftige.

Sie haben wol nie davon gehört, und man wird es in künftigen Zeiten unerhört finden: die Gesangvereine wurden verboten, und Männer in Staatsämtern, die denselben angehört hatten, blieben verdächtig.

Läßt sich denken, daß eine Regierung, die die körperliche Ausbildung durch Turnen und die geistige Erhebung durch Gesang verbot, auch nur eine Sekunde an ihren Bestand glauben konnte?

Ich hasse nicht leicht; aber der Name jenes Mannes empört mir noch heute das Herz.

Und was war unser Verbrechen? Wir hatten mit dem ungebrochenen, dem Jünglingsalter eigenen Glauben an feierlich gegebene Versprechen, an dem Gedanken gehalten, daß Deutschland sich frei gemacht vom Joche des Korsikaners, um ein einiges freies Reich zu sein.

Hoheit! Sie haben keine Ahnung davon, wie viel hochherzige Menschen in den Kerker gesetzt, in die Fremde getrieben und zu Grunde gerichtet wurden. Wer kann ermessen, welche edle Kräfte unserer Nation verkümmerten!

Ein Jammerbild steigt vor mir auf.

Mit uns auf der Festung saß ein junger Mann, der sich bereits an der Universität habilitirt hatte.

Sein Vater, ein berühmter Philologe, war seines Amtes entsetzt, weil er auf dem Katheder freie Worte gesprochen. Er war glücklicher Weise in guter ökonomischer Lage. Er nahm seine Antiken und seine Bücher mit in das Waldgebirge, wo er ein ansehnliches Familiengut besaß.

Der Sohn wurde im Gefängniß krank; ein auszehrendes Fieber unterwühlte seine Jugendkraft. Der Festungsarzt reichte das Gesuch ein, ihn zu entlassen; denn seine Lebenstage seien gezählt.

Ich habe bestimmte Nachrichten — denn die Schwester des jungen Mannes wurde meine Frau — daß unser Fürst, Ihr Herr Vater, die Entlassung bewilligen wollte; aber es mußte vorher bei Metternich angefragt werden, und Metternich befahl, daß der Kranke gefangen bleibe. Sein Befehl wurde vollzogen.

Ich erhielt die Gunst — der Kommandant, der mich schätzte, that es auf eigene Verantwortung — mich zu dem Kranken einsperren lassen zu dürfen.

Ich pflegte ihn treu, ich belauschte jeden seiner Athemzüge, und nie möchte ich wieder denken noch in Worte fassen, was die Tage und Nächte mir durch die Seele zog beim langsamen Dahinsiechen, ja Dahinmorden des Gefangenen, der kein Wort der Klage über die Lippen brachte.

Der Vater des Gefangenen kam, und — wer kann es fassen! — durfte nie ohne Beisein einer Wache mit seinem Sohne sprechen.

Die fünfzehnjährige Schwester des Kranken kam — doch das gehört nicht hierher.

Der edle Märtyrer starb; er liegt im Dorfe am Fuße der Festung begraben.

Derweil wurde an den Höfen getafelt und getanzt, und Metternich schrieb witzige parfümirte Billets.

Nicht wahr, davon hatten Sie keine Ahnung?

Durch die Gitter unserer Kerker sahen wir den Sarg im Festungshofe stehen, sahen ihn auf den Wagen laden. Was da durch unsere Herzen zog, den Grimm und die Wuth, wozu soll ich das aufregen! Wer aber durfte verdammen, wenn wir Eingekerkerten, freigelassen, Thaten der Rache begangen hätten?

Hoheit! Ich erzähle Ihnen das nur, damit Sie ahnen, welche Opfer gebracht wurden, bis sich das erfüllen kann, was uns nun bevorsteht jenseits eines Kampfes auf Leben und Tod."

„Ich weiß, ich weiß; erzählen Sie nur weiter!"

Ich faßte mich und fuhr fort:

„In der Zeit meiner Gefangenschaft waren meine Eltern gestorben. Als ich entlassen wurde, wollte ich nichts mehr wissen von einem geistlichen Berufe. Drunten im Dorfe an der Schmiede stand ich, sah dem auflodernden Feuer, sah dem kräftigen Hämmern zu; wie sehnte ich mich nach körperlicher Arbeit! Ich bat den Schmied, mich als Lehrling anzunehmen, und er übergab mir sofort den Hammer. Ich war acht Tage dort. Da kam der Vater des im Kerker Gestorbenen und holte mich auf sein Gut."

„Und Sie haben die Tochter geheirathet?"

„Ja."

„Und lebt sie noch?"

„Nein! sie ist gestorben, wie ich leider glauben muß, an Kummer, weil unser jüngster Sohn vor dem 66er Kriege entflohen ist."

„Ich weiß, ich weiß. Wie ich höre, dient Ihr Sohn im französischen Heer in Algier.

„Ich weiß,“ unterbrach er sich, da er meinen Schmerz sah, „welch ein Herzeleid Ihnen der Sohn angethan hat. Könnten Sie ihm Nachricht geben, daß er sich freiwillig stelle, so würde es sich fügen lassen, ihn mit einer geringen Strafe in's Heer aufzunehmen, und vielleicht könnte er durch besondere Bravour Alles gut machen. Freilich ist jetzt jede diplomatische Verwendung und jede private Mittheilung unthunlich.“

Ich mußte erklären, daß ich Ernsts Aufenthaltsort nicht kenne.

Wunderlich, wie Einem plötzlich Dichterworte helfen können.

„Mein Sohn ist wie ein anderer Mann,“ sagte ich mit den von der Geschichte aufgenommenen Worten meines Freundes, und ich war selber erstaunt von dem Tone dessen, was ich gesagt. Ich hatte die Kraft, zu erklären, daß wir die allen Zusammenhalt heischende gegenwärtige Sache nicht durch Einmengung von Persönlichem noch wirrvoller machen dürfen. Dazu verbarg ich nicht, daß ich den Jammer um Ernst, ja fast sein Gedenken niedergedrückt habe.

Es that mir indessen wehe, wie der Fürst in

hohen wohlgesetzten Worten meine Römertugend pries, die nicht zuerst den Vater, sondern das Vaterland zum Ausdruck kommen ließ. Er schien sich in dieser Ausführung zu gefallen; denn er wiederholte sie mehrfach. Ich war sehr ernüchtert.

Die Erinnerung an Ernst machte mich fast vergessen, wo ich war und was ich erzählen wollte, bis der Fürst mich ersuchte, weiter zu erzählen, wenn es mich nicht zu sehr ermüde.

Ich fuhr fort:

„Wenn ich die Zeit bis zum Jahre 30 betrachte, sehe ich Ueberspanntheit auf der einen und Lahmheit auf der andern Seite, kühnste Tugend und feigstes Laster, martyrhaft keuscher Glaube an das Ideal und Hohn, Spott, frivoler Unglaube an alles Höhere. Hier Rechtssinn, dort Rechtsverhöhnung. Mit einem Worte: hier Uhland, dort Metternich.

Ich hatte viel persönliches Glück im Hause, in der Gemeinde und in weitem Kreise; aber der Gedanke an das zerrissene Vaterland ruhte als untilgbare Wehmuth in der Seele. Ich konnte von einer Aenderung der vaterländischen Dinge nichts für mich erwarten. Ich lebte und litt für das Allgemeine, und so auch meine Genossen. Es stand immerdar

eine Gewitterwolke über uns, und wir mußten lernen, unter dem stets Bedrohlichen frei und frisch die Tagesarbeit zu vollziehen, zu dulden für das Volk und für die Liebe zu ihm, und täglich den Muth zu leben in uns zu erneuern.

Die Besten im Vaterland waren voll tiefer Sehnsucht nach positivem Schaffen, aber wir waren und blieben zum härtesten verurtheilt: zu lebenslänglicher Opposition.

Wir lechzten nach gesundem politischen Leben, und unser Inneres erfüllte ein verzehrender bitterer Protest gegen die Erbärmlichkeit unserer Zustände.

Es ist hart, ständig in einem andern geistigen Klima zu leben, als die wirklich bestehende Welt, das heißt die maßgebende."

„Das erkenne und begreife ich vollkommen," unterbrach mich hier der Fürst.

Ich hatte nun von den großen Hoffnungen zu erzählen, die der Frühling 1848 uns brachte — hatte ich ja selber das Glück gehabt, mitarbeiten zu dürfen am Aufbau des großen Vaterlandes und den Besten meiner Zeit aus allen Gauen in's Auge zu blicken. Ich hatte von jenem Schmerzenstage zu

berichten, da wir als sogenanntes Rumpfparlament von den Soldaten auseinandergetrieben wurden. Ich hatte von meinem Sohne Ludwig zu erzählen.

„Er soll ein sehr besonnener und bedeutender Mann geworden sein und sich im Kriege mit den Sklavenstaaten ausgezeichnet haben," sagte der Fürst.

Ich staunte, wie unterrichtet er war.

Und jetzt nahm der Fürst mit lebhafter Stimme das Wort: „Sie sind ein begeisterter Preußenfreund."

„Ja! Ich erkenne dort die Marksäule unsres nationalen Bestandes. Sie ist nicht anmuthend, aber fest.

Hoheit! Ich habe die Befreiungskriege erlebt, viele meines Alters zogen mit in den rettenden Krieg; unser Land stand bei Napoleon, Preußen rettete Deutschland. Es hat lange verscherzt, seinen Lohn dafür zu holen; jetzt bekommt es ihn."

Der Fürst stand auf, und mit beiden Händen sich auf den Schreibtisch stützend, sagte er: „Das ist der Punkt. Das ist's, warum ich Sie rief. Ich will treue Heeresfolge leisten. Wir müssen hüben und drüben, oben und unten das Jahr 66 auszu=

löschen trachten. Wir Alle müssen vergessen und müssen lernen."

Und nun fragte mich der Fürst, ob ich glaube, daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses dem zustimmen würde.

Ich mußte meinen Zweifel aussprechen.

„Aber ich bin entschieden!" rief der Fürst, „mit oder ohne Zustimmung des Abgeordnetenhauses. Sie sind ein alterprobter Kämpfer. Sind Sie bereit, sich mir, nein, nicht mir, dem Vaterlande anzuschließen?"

„Wie denn?"

„Nennen Sie es Staatsstreich! Wir dürfen das Wort nicht fürchten. Es giebt Zeiten, in denen die Gesetzesformen gesprengt werden müssen. Wollen Sie das Präsidium des Ministeriums übernehmen und mit Ihrem Namen meine That bekleiden? Sie sollen der Zeuge sein meines vaterländischen Gedankens."

„Hoheit, ich bin bereit, die kurze Neige Leben, die ich noch habe, zu opfern, aber ich bin in Staatsgeschäften nicht bewandert."

„Das ist nicht nöthig, das sind Andere. Ich bedarf Ihres moralischen Gewichtes. Ihr Schwie-

gersohn, Oberst von Karsten, ist bereit, das Kriegsministerium zu übernehmen."

Ich erklärte dem Fürsten, daß ich entschiedene Bedingungen zu machen habe, nicht aus Mißtrauen gegen ihn, aber aus Mißtrauen gegen seine Standesgenossen, die uns im Jahre 1848 im Stich gelassen und uns Liberale als Eisböcke gebraucht hatten.

Ich sagte ihm, daß nach meiner Ansicht Deutschland entweder als ein großer Staat aus diesem Kriege hervorgehen oder aus der Reihe der Völker gestrichen werde.

„Wir hoffen das Erste, und weil eine Niederlage uns vernichten würde, müssen wir siegen."

Ich verlangte also vom Fürsten voraus schriftlich den Verzicht auf die Rechte, die eine Einheit Deutschlands unmöglich gemacht hatten.

Er lächelte; ich wußte nicht, war das Spott oder hörte er in der That nicht mehr. Er stand auf, hielt seine Hand auf meiner Schulter und sagte: „Sie sind ein braver Mann."

Auch ich mußte lächeln und sagte: „Hoheit! Was sollte ich sonst sein!"

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Heißt aber das, was Sie verlangen, nicht abdanken?"

„Nein! es heißt nur in die Stelle zurücktreten, die die Fürsten eingenommen hatten, bevor Ludwig XIV. vom innerlich zerfallenen deutschen Reiche Elsaß-Lothringen raubte."

Mit einem gewissen verlegenen Zögern sagte der Fürst: „Hier haben Sie meine Hand! Ich habe ein Recht dazu und wünsche der Erste zu sein, der den siegenden preußischen König zum Kaiser ausruft."

Der Fürst klingelte und rief dem eintretenden Lakaien zu: „Der Herr Oberst von Karsten!"

Mein Schwiegersohn Kriegsminister! ich Minister-Präsident! — Ich faßte nach dem Kopfe, ob ich denn nicht träume. Mein Blick traf das Bild der verstorbenen Fürstin; jetzt schien es mir ganz das von Gustave, und es schien zu lächeln.

Der Oberst trat ein; er verblieb in strammer militärischer Haltung.

Der Fürst sagte ihm kurz, daß wir einig seien. Er legte uns eine Proklamation vor, mit der die Kammer aufgelöst werden würde, falls die Mehrheit für Neutralität stimme. Noch sollte Alles streng geheim gehalten werden. Dann verließ er uns.

Ich ging am Arme meines Schwiegersohnes heim.

Was hatte ich nicht Alles an diesem einen Tage erlebt!

Und bin ich noch ich selbst? Ich konnte kaum zur Besinnung kommen.

Ludwig war noch nicht da, und es war mir fast lieb; denn ich durfte von dem, was im Geheimen beschlossen war, Niemand sagen.

Martella wachte noch. Sie kam mir mit den Worten entgegen:

„Vater, du hast was von Ernst gehört. Hat dir der Fürst einen Gnadenbrief für ihn gegeben?“

Es war mir unfaßlich, daß das Kind das geahnt haben sollte, und auf meine Frage erzählte sie, daß ein aus Algier zurückgekommener Bruder des Pförtners im Hause Annettens von Ernst erzählt habe.

Ich konnte nicht auf Martella's Denken eingehen. Was war jetzt das Leben eines Sohnes, was die Sehnsucht eines Mädchens! Ich hörte kaum, was sie sagte. Meine Seele war übervoll, sie konnte keinen Gedanken mehr aufnehmen.

Eine Erinnerung tauchte in mir auf. Der Regierungsrath hatte mir vor Jahren bereits erzählt,

man denke bei Hofe an mich. Das konnte damals kaum sein. Oder war es doch gewesen?

Als ich das Bett aufsuchte, dämmerte bereits der Tag. Ich glaubte, nie mehr Ruhe finden zu können und wünschte doch, nur einige Tage noch zu leben, um zur Rettung meines Vaterlandes, wenn nicht anders, mich in den Abgrund zu stürzen.

Es war gut, daß die Sitzung des Landtages erst zum Mittag anberaumt war.

Ich schlief bis zur Minute, da ich geweckt wurde.

Fünftes Kapitel.

Der Oberst kam und sagte, die Truppen seien consignirt.

Ich erschrak. Es wäre herzzerreißend, wenn wir jetzt Gewalt gegen unsere Mitbürger anwenden müßten. Es kann nicht sein, und ich fühlte eine letzte Kraft, ja, eine Concentration meiner besten Kraft und den Willen, mit dem Dämon der Zwietracht zu ringen und ihn zu besiegen. Ich hatte die Zuversicht, daß es gelingen muß, und mir war so frei zu Muthe, als wär' es bereits gelungen.

Ludwig geleitete mich durch die Straßen, die heute noch bewegter waren als gestern.

Annette war mit Martella vorausgegangen, um in der reservirten Tribüne guten Platz zu finden. Wir konnten uns kaum durch das Gewühl durch-

arbeiten. Ludwig mußte da und dort die Hand reichen und wurde oft von Männern begrüßt, die er nicht kannte und die ärgerlich schienen, daß er trotz der Veränderung in den einundzwanzig Jahren sie nicht sofort beim Namen anredete.

Vor dem Abgeordnetenhause war eine starke Wache aufgestellt. Ernst Rontheim, der Sohn des Regierungsraths, hatte das Commando. Er grüßte mich militärisch.

Ich sah den frischen Jüngling, rothwangigen Antlitzes, hellen Auges. Sollte er verurtheilt sein, heute Feuer zu commandiren gegen die eigenen Mitbürger? Es wäre eine Grausamkeit des Schicksals ohne Gleichen. Wußte er, auf welchem gefährlichen Posten er stand? Ich mußte mich gewaltsam zurückhalten, ihn nicht anzureden. Und eben kam der Kriegsminister, die Wache trat unter's Gewehr und der junge Offizier commandirte: „Präsentirt!"

Im Vorsaal, in der Restauration des Abgeordnetenhauses, standen lebhaft gestikulirende Gruppen.

Treu und zugehörig waren die Genossen, die mit mir auf der Festung gesessen hatten. Der Eine, den wir schon damals den Philosophen nannten, hatte seinen Namen bekannt gemacht durch neue

staatsrechtliche Theorien, die beiden Andern waren angesehene Advokaten.

Von den Genossen der alten Burschenschaft war nur ein Einziger zur extremen Partei übergetreten, aber er war als der Unabhängigste und Reinste anerkannt, und man nannte ihn allgemein Cato.

Die Anderen waren fest bei unserer Fahne verblieben, und der sogenannte Baribal rief laut: „Was Bismarck! Wenn mir der schwarze Teufel die Einheit verschafft, so verschreibe ich mich ihm.“

Ich sprach mit Cato allein und er gestand mir offen, er fürchte von diesem Kriege eine Stärkung der Monarchie, und er sei und bleibe Republikaner.

„Wir waren bis jetzt Bezwungene, Stillgrollende,“ sagte er. „Wenn wir aber Krieg bekommen — und wir siegen, — dann werden wir freiwillige, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung jubelnde Unterthanen. Ich bin kein Unterthan und will kein Unterthan sein.“

Er sah mich grimmig an, da ich ihm sagen mußte, daß es ihm nicht wohl dabei sein könne, bei Menschen angesehen zu sein, die er selber nicht achte.

Er war noch nicht ganz entschieden, ob jetzt ein unzweifelhafter Kriegsfall für uns sei, aber er war

geneigt, ihn zu bejahen, wenn die deutschen Fürsten uns die Frankfurter Reichsverfassung für den Siegesfall zuschwören.

Cato erklärte mir schon damals, daß, wenn wir auch jetzt zur Einheit kämen, dieß nur eine mechanische Einheit würde; organisches Leben gewinne die Einheit erst, wenn sie den Inhalt der Freiheit habe, und wir müßten vor Allem Garantien der Freiheit besitzen.

„Und du," schloß er, „du hast ja selber daran gearbeitet, warum sprichst du nicht von der Frankfurter Verfassung?"

Ich fand kein Gehör bei ihm, als ich dieß eine politische Orthodoxie nannte.

Funk blickte nur einmal heimlich nach mir; dann sprach er leise mit seinem Nachbar.

Einzelne, die offenbar das Wort nehmen wollten, gingen in sich gekehrt auf und ab.

Ich hörte von Telegrammen, die angekommen seien; es hieß, daß Frankreich ein Zuwarten nicht gestatte, sondern entschiedene Neutralität oder Parteinahme verlange.

Mein Gefängnißgenosse Löbinger trat zu mir und sagte, man müsse es dahin bringen, daß wir heute

noch keinen Beschluß faßten. Die Entscheidung im Nachbarlande werde auch bei uns den Ausschlag geben.

Ich fragte, ob das Parteibeschluß wäre; er verneinte es. Er wollte nur, wenn die Entscheidung sich gegen uns neige, dadurch einen Aufschub gewinnen.

Ich glaubte, daß sich das nicht verwirklichen lasse.

Ich trat in den Saal, erregt wie noch nie. Ich hatte nie im Leben etwas zu verhehlen gehabt; jetzt stand ich mit einem schweren Geheimniß allen Genossen gegenüber.

Ich sah die Minister ihre Plätze einnehmen und ich mußte denken: bald wirst du dort sitzen.

Einer der Minister, den wir unserer Ansicht geneigt wußten, kam zu mir herab, reichte mir die Hand und sprach vertrauend und hoffnungsvoll.

Ich sah, wie Funk aus einer Gruppe mit dem Finger nach mir wies, und dann wurde laut gelacht.

Der Präsident nahm seinen Sitz ein. Das Klingeln erschütterte mich. Die Entscheidung nahte.

Ich sah auf, Annette nickte mir zu, neben ihr saß Richard.

Ich mußte jedes fremde Denken wegbannen; es galt jetzt, alle Kraft zusammenzuhalten.

Die Verhandlung begann. Freund Lödinger, der neben mir saß, nahm zuerst das Wort für den Antrag auf Heeresfolge. Er sprach mit großer Begeisterung; er rief alle die vor uns Dahingegangenen an.

„Wenn heut' ein Geist herniederstiege," rief er, und ließ den edelsten, fleckenlosesten Geist reden.

Ein Sturm des Beifalls brach los, als er endete. Ich faßte seine Hand, sie war eiskalt.

Funk forderte den Präsidenten auf, die Gallerie zur Ruhe zu verweisen; wir seien hier nicht im Turnerhause.

Der Präsident verwies ihm, daß er die Aufforderung gestellt, bevor er selbst Zeit gehabt, seine Pflicht, die er kenne, zu erfüllen.

Nach Lödinger nahm Cato das Wort. Alle Bitterniß, die die Patrioten von Preußen erfahren hatten, kam zu Tage. Dem Vorredner gegenüber rief er die im Jahre 1866 in der Schlacht Gefallenen herbei und ließ sie ihre Kameraden anreden: „Wollt ihr euch zu denen stellen, die uns gemordet im Bruderkriege?"

Eine tiefe Bewegung herrschte in dem Saale, als er geendet.

Jetzt nahm ich das Wort und führte aus, daß Brüder sich streiten können, aber doch Brüder bleiben, und wenn der freche Nachbar verwüstend in das Heimwesen einbrechen will, dann müssen sie eins sein.

Ich rief den Gegnern zu: „Ihr wißt, wie die Entscheidung fällt; ich möchte nicht glauben, ihr wollet, daß die Entscheidung durch Widerspruch und Uneinigkeit befleckt werde.“

Ich wurde durch großen Lärm unterbrochen; man verlangte den Ordnungsruf. Aber der Präsident erklärte, daß ich keine direkte Beleidigung ausgesprochen hätte. Ich zwang mich, ruhig und auf jeden Ausdruck bedacht zu bleiben.

Dennoch vergaß ich mich, und meine Worte erregten einen wahren Sturm, als ich meine innerste Ueberzeugung aussprach: „Ihr da drüben, ihr glaubt nicht an Neutralität. Fragt euch selber! ist es ein ehrliches Spiel, das ihr treibt? Neutralität ist ein Heuchelwort; in ehrliches Deutsch übersetzt heißt es: Bereithalten zum Bunde mit Frankreich, Rheinbund, Vaterlandsverrath!“

Ich wurde zur Ordnung gerufen und mußte anerkennen, daß ich im Wort zu weit gegangen war.

Der Präsident unterbrach mich und fragte die Versammlung, ob ihm gestattet sei, ein so eben eingetroffenes Telegramm, das nicht ohne Bedeutung für die Debatte sei, zu verlesen.

„Nein, nein! wir berathen frei, wir berathen unter uns. Niemand draußen hat drein zu reden!"

„Ja, ja! wir müssen hören! Lesen Sie!" so hieß es durcheinander.

Der Präsident gebot Ruhe und erklärte, daß das Telegramm aus dem Abgeordnetenhause des Nachbarlandes käme. Er frage die Versammlung, ob er es vorlesen dürfe. Er gestatte Keinem das Wort; er verlange Entscheidung durch Aufstehen.

Die Mehrheit erhob sich und Lödinger faßte zitternd meine Hand und sagte: „Bruder! Wir haben gewonnen."

Der Präsident verlas das Telegramm, wonach eine wenn auch geringe Majorität des Nachbarlandes die Heeresfolge beschlossen habe.

Ein Tumult ohne Gleichen entstand im Saale und auf den Gallerien.

Endlich trat Ruhe ein, und der Präsident erklärte, daß die Debatte ihren Fortgang nehme.

Er ertheilte mir das Wort.

„Sprich nicht mehr, verlange nur Abstimmung!“ sagte Lödinger neben mir, und ich that das in kurzen Worten.

Es wurde abgestimmt. Wir hatten die Mehrheit.

Lauter Jubelruf erscholl; aber Niemand war glückseliger als ich. Ein bitteres Wagniß war mir erspart.

Es war gut, daß der Wagen Annettens in einer Seitenstraße wartete. Wir fuhren heim und mir war's, als käme ich nach einer weiten, mühseligen Wanderung über Berg und Thal zum ruhigen Sitzen. Und als ich so dasaß und Tausenderlei mir durch die Seele ging, mußte ich denken: mein Traum der Jugend hat sich mir neu wiederholt; man hat mir den Ministermantel nur anprobirt.

Ludwig reiste alsbald nach Hause zu seiner Frau und zu den Arbeitern im Thale.

Sechstes Kapitel.

Eine Gemeinde, eine Gemeinschaft des Geistes, Zusammenklang der Empfindung mit unseren Volksgenossen — wie oft hatten wir uns danach gesehnt! Wie schmerzlich war es, dahin zu wandern und denken zu müssen: die dir begegnen, sind dem, was deine Seele bewegt, fremd und fern.

Jetzt war die große Gemeinschaft da. Die Straßen alle sind Hallen des großen Tempels, darin das Hochamt der vaterländischen Opferbereitschaft gefeiert wird, und jetzt dringt die Botschaft hinaus in alle Thale: Wachet auf! das Vaterland ist erstanden. Herbei! Herbei! Noch gilt es zu kämpfen. Aber die Seele des Fallenden lebt fort in dem, der mit ihm schritt. Es gibt kein Eigenleben mehr, nur noch ein einziges großes.

Wie war mir das Dasein nach dem entsetzlichen Verluste nur noch eine Pflicht gewesen! Wie war

ich jeden Tag bereit, mit Ruhe daraus zu scheiden! Und jetzt war mein einziger Wunsch: noch zu leben, nur noch diese Zeit, bis ich vor Augen sehe, was mir lebenslang im Herzen sich bewegte.

Und meine Kinder, meine Enkel, sie waren, Jedes in seinem eigenen Gedankenkreise, eins im Vaterlandsgefühl.

Jetzt hatte ich im großen Kreise den engern der familienhaften Seelengemeinschaft.

Der Vicar war der Erste, der als Bote der Familiengemeinde bei mir eintrat. Er meldete sich freiwillig, um als Feldprediger dem Heere zu folgen. Bald nach ihm kam Julius. Er hatte sich schwer von seinem jungen Weibe getrennt, aber er freute sich vollauf, dem Vaterlande zu dienen, und es war herzergreifend und herzerhebend zugleich, wie er erzählte, daß seine Frau ihn mit festem, wahrhaft antikem Sinne habe ziehen lassen.

In seinem Geleite war sein Schwager, der Lieutenant. Hocherglühend gestand er, daß auch die Hoffnung auf Ruhm und rasches Vorrücken ihn beseele. Er zog seinen Säbel ein wenig aus der Scheide und sagte lächelnd: „Die Schneide da drin hat keine Ruhe mehr; sie ist durstig.“

Mein Enkel Wolfgang kam von der forstwirthschaftlichen Schule.

„Großvater, ist mein Tannensamen aufgegangen?“ war seine erste Frage.

„Das geht nicht so schnell; das Beet ist noch mit Reisern zugedeckt.“

Er wollte freiwillig in's Heer eintreten und ward sehr traurig, als man ihm sagte, es würden keine Ausländer angenommen und es würde zudem lange dauern, bis er ausexercirt wäre. Er wollte nicht gelten lassen, daß er nicht mitkämpfen dürfe und rief mit bewegter Stimme: „Jetzt wächst mein Namenszug in deutscher Erde, und ich soll nicht für sie kämpfen dürfen!“

Mit Wolfgang zugleich kam der Sohn des Rechtsanwalts Offenheimer, der Neffe Annettens, der freiwillig in das Heer eintreten wollte. Er war ein Kamerad Wolfgangs und studirte auf der landwirthschaftlichen Abtheilung der dortigen Schule. Er trug mehrere Schrammen im Gesichte; er hatte mehrfache Duelle gehabt, ohne ein Raufbold zu sein. Er hatte bei der Jugendwehr gedient, die seit einigen Jahren in den höheren Klassen der Gymnasien und Realschulen eingerichtet war.

Ich fragte ihn, ob sein Vater einwillige; er bejahte.

Bald nach dem Sohne trat auch der Vater ein. Er sprach nur kurz davon, wie er diesen Krieg vorausgesehen und, gegen seine Schwester gewendet, bemerkte er, daß sein Sohn Alfred in das Regiment des Rittmeisters eingetreten sei, da der Oberst Karsten ihn nicht annehmen konnte. Mir aber theilte er mit, daß er fest entschlossen sei, wenn dieser Krieg glücklich vorüber, sich von aller Erwerbsthätigkeit zurückzuziehen und sich ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen.

Offenheimer war ein gediegen freisinniger und durchaus vorurtheilsloser Mann; und doch schien es fast, als ob er mit solchem Gelübde sich den guten Ausgang und die Erhaltung seines einzigen Sohnes sichern wolle.

Annette hatte eine gewisse Fremdheit gegen ihre Blutsverwandten bewahrt, ja, sie war gegen ihren Neffen nicht so gut, wie gegen Martella. Jetzt schien der Krieg mit seiner Befreiung der Gemüther zur Gemeinsamkeit auch hier eine neue Einigung zu bewirken.

Am folgenden Morgen, als ich mich bereits zur

Heimreise rüstete, kam ein Bote aus dem Schloß, der mich zum Fürsten beschied. Jetzt ging ich am hellen Tage, ruhig in der Seele, wo ich in der Nacht gegangen war, ahnungslos, was mir bevorstünde. Ich war glücklich, daß die schwere Last, der ich doch kaum gewachsen war, mir nicht auferlegt worden und dabei erleichterte mich das Gefühl, daß ich meine Bereitwilligkeit gezeigt hatte.

Auf der Treppe begegnete mir der französische Gesandte, der seine Abschiedsaudienz gehabt hatte. Er sah finster aus. Ich sah den letzten französischen Gesandten, der als Zeuge unserer Zerrissenheit hier die Treppe auf- und abgestiegen war.

Im Vorzimmer des Fürsten ging es lebhaft hin und her. Adjutanten und Ordonnanzen kamen und gingen.

Ich sah nur kurz meinen Schwiegersohn. Er reichte mir die Hand und sagte: „Ich marschire mit meinem Regimente durch Ihr Thal; ich sehe Sie noch daheim.“

Ich wurde zum Fürsten gerufen. Seine Wangen waren hochgeröthet, sein Auge glühte. Er reichte mir die Hand und sagte: „Ich kann Ihnen nur so kurz als herzlich danken. Ich werde Ihre Treue

und Ihre Offenheit nie vergessen. Ich kann Ihnen leider nichts leisten, Sie bedürfen keiner Gunst. Ich werde Ihnen den Dank im Herzen bewahren."

Diese innige Ansprache bewegte mich so, daß ich kein Wort erwidern konnte und der Fürst fuhr fort: „Ich muß zu Haus bleiben, wie Sie. Es ist gut und recht, daß der fürstliche Rang keine Anwartschaft auf Führung eines Commando's gibt. Es sind die Führer gewählt, von denen man hoffen darf, daß sie die größten Erfolge mit dem wenigsten Blute erringen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht länger sprechen kann. Besuchen Sie mich bald wieder."

Er reichte mir nochmals die Hand und ich wollte mich zurückziehen, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Da trat ein Lakai ein und sagte, daß eine Tochter von mir Einlaß beim Fürsten begehre und bitte, daß sie mich hier bei ihm sprechen dürfe.

„Sie soll eintreten. Bleiben Sie, Herr Waldfried!"

Siebentes Kapitel.

Die Thür öffnete sich, und herein stürmte Martella, warf sich vor dem Fürsten auf die Kniee und rief:

„Herr Fürst! Hoher Herr von Gottes Gnaden! Geben Sie auch Gnade! Geben Sie mir meinen Verlobten, meinen Ernst! Ich stehe nicht auf, bis Sie mir meinen Bräutigam wieder gegeben.“

Der Fürst sah verwundert auf mich und ich sagte, daß das die Braut meines entflohenen Sohnes sei.

Der Fürst reichte Martella die Hand; sie küßte sie, bedeckte sie mit Thränen, da der Fürst sagte: „Ich werde thun, was ich kann.“

„O, Sie sind von Gott begnadigt! Sie sind allmächtig! O, wie glücklich sind Sie, daß Sie Alles thun können! Ich hab's gewußt.“

Der Fürst sagte, daß er jetzt nicht Zeit habe; sie solle nur gehen, er werde Alles nachsenden.

„Nein, nein!“ rief Martella. „So nicht, so gehe ich nicht. Jetzt muß Zeit sein; die ganze Welt muß warten.“

„Ich habe schon dem Vater angedeutet, daß dem Entflohenen eine milde Strafe werden soll, wenn er jetzt heimkehrt und mit uns für das Vaterland kämpft.“

„Ja, ja! Das glaub' ich Alles und gewiß! Aber ich muß es schriftlich haben mit dem Siegel, mit dem großen Siegel drunter, sonst gilt es nicht, und die Unterdiener achten's nicht.

O, Herr! wie Sie den Winter vor dem bösen Krieg auf der Jagd gewesen sind im Revier von meinem Ernst, da hat er mir nachher viel von Ihnen erzählt und hat gesagt: man sollt's nicht glauben, was der Fürst für ein gerader und gerechter Mann ist und so ordentlich, wenn man bedenkt, wie sie ihn verwöhnt haben. Und der Rothfuß hat gesagt: Vor einem solchen Krieg wie der 1866 wäre der Fürst gerade so gern davon gelaufen, wie der Ernst, wenn er gekonnt hätt', aber er hat nicht fort können.“

Der Fürst sah mich bedeutsam an und ein bittres Lächeln zuckte um seine Lippen. Aber schnell wendete er sich und fragte: „Wissen Sie denn, wo Ihr Bräutigam ist?“

„Ja! bei den Wilden in Algier. Er war auch ein Wilder; aber er wird jetzt schon zahm sein. Und Courage hat er genug. O Herr! geben Sie mir das Schriftliche! Und was Sie schreiben, wird Ihnen im Himmel angeschrieben.“

Der Fürst setzte sich; aber aufschauend fragte er wieder: „Was wollen Sie denn mit dem Gnadenbrief machen?“

„Da laß der allgütige Fürst nur mich sorgen! Das ist — schreiben Sie nur jetzt! Gesegnet sei die Feder und die Tinte und Ihre Hand und —“

Ich mußte sie bitten, still zu sein, damit der Fürst schreiben könne, und sie faßte meine Hand und deutete mit der andern auf die Feder des Fürsten und folgte den Zügen, in der Luft mit dem Finger sie nachführend.

Der Fürst hatte die Schrift vollendet; er zündete ein Licht an und Martella rief: „O, wenn nur der Ernst da wäre, daß er mir danken helfen

könnte! Aber die Mutter im Himmel, die weiß es jetzt schon, die hilft mir danken."

Die Kraft und Schönheit ihrer Erscheinung, der ergreifende Klang ihrer Stimme, der mächtige warm leuchtende Glanz ihrer Augen, Alles an ihr war wie erhöht von unwiderstehlichem Zauber, und ihre Gestalt schien zu wachsen.

Der Fürst siegelte, übergab ihr die Schrift und sagte: „Ich wünsche Ihnen alles Glück", und zu mir gewendet setzte er hinzu: „Es ist mir lieb, daß ich Ihnen doch etwas leisten konnte."

Martella wollte nochmals vor ihm niederknieen, aber er bat, daß sie ihn jetzt verlasse.

Wir kamen durch das Vorzimmer, die Treppe hinab, und drunten sagte Martella plötzlich: „Ich habe auch etwas, wo ich die Gnadenschrift hineinthu'. Ich hab' noch das gestickte Täschchen von damals. Jetzt kommt besser Zuckerbrod hinein."

Wir kamen auf den Schloßplatz; die Wache zog auf mit Musik, sie spielte das Lied von der Wacht am Rhein. Eine unabsehbare Menschenmenge sang mit, und Martella neben mir rief: „Die ganze Welt singt!" und sie selber sang mit heller Stimme: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein."

Niemand freute sich mit dem Glücke Martella's mehr als Annette, und sie wußte in ihrer Freude nichts Anderes zu thun, als Martella mit Geschenken zu überhäufen.

„Der Kronprinz von Preußen ist zum Heerführer der süddeutschen Truppen ernannt," mit diesem Rufe stürmte Richard in's Zimmer, sein Antlitz flammte und mit Jubel erklärte er, wie das die Einigung von Nord und Süd festige.

Waren die jugendlich Gestimmten aus meiner Familie voll frischen Muthes, so übertraf sie an Spannkraft und Entschiedenheit noch der Professor. Das war nicht mehr der Mann, der Alles gern verschob und den wir spöttisch den Versäumer nannten, der gewissenhaft, aber in tausend Bedenklichkeiten sich nicht leicht entschied. Er erzählte, daß er sich bereit erklärt habe, den Commandirenden unseres Armeekorps zu begleiten. Er habe genug Geschichte in todten Buchstaben gelesen; jetzt wolle er lebendige Geschichte sehen und vielleicht etwas darin mitwirken.

Annette hatte Wein bringen lassen, und Richard rief: „O Vater, es erfüllt sich. Der Glaube an sich selber durchdringt jetzt jedes Herz, und das ist der

sichere Hort der ganzen Nation. Ich sehe es: ein Neues ist in unsere deutsche Welt gekommen, ein Massengefühl. Das ist nicht Zusammenfügung von viel tausend Einzelnen, das ist etwas ganz Neues, Erhabenes, eine Gotteserscheinung, eine reine auflodernde Volksseele. Wir stehen mitten in einer Offenbarung, mitten in der Feuersäule; jeder Einzelne ist ein Funke darin; als Funke nichts, aber in der Feuersäule bedeutend."

Die mächtige hochragende Gestalt Richards erbebte.

Annette legte die Hand auf's Herz und rief: „Auch ich, auch ich!"

Sie hatte die Hand ausgestreckt, schaute jetzt aber plötzlich zu dem Bilde ihres verstorbenen Gatten auf und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Nach einer Weile sagte sie zu Richard:

„Ihre Mutter hat mir's verkündet. Du wirst den Tag erleben, sagte sie einst, den Tag, da ein Großes über die Welt kommen wird, auch über dich. Ich habe sie damals nicht verstanden; jetzt glaube ich sie zu verstehen."

Richard erwiderte: „Wunderbar, daß auch Sie jetzt der Mutter gedenken; denn eben gedachte ich ihrer.

Ach, Vater, damals als die Mutter Wasser von ihrem Brunnen verlangte, wie ich durch's Dorf rannte, durch den Wald in's Thal und nichts war, als ein Kind, das einen Labetrunk für die Lechzende holt, vielleicht einen Heiltrunk, und zwischen hinein spielte doch die Erinnerung an die Erzählung des Apulejus, wie Psyche vom Felsenquell des Styx Wasser holen muß, — ach Vater, so schwer es damals war, so räthselhaft, daß da noch Bäume stehen und Häuser, daß Menschen im Felde arbeiten, während dort der Lebensathem zittert und verlischt, — eben so frei und licht ist es jetzt. Ich ziehe mit und wenn ich sonst nichts kann, so will ich einen geistigen und leiblichen Labetrunk geben für die Kinder des Vaterlandes, für unsere Mutter: die Einheit. Es wäre groß und beglückend, in diesem Hochgefühle zu sterben; aber echter, tapferer ist es, in kleinen Leistungen und Opfern auszuhalten."

Annette hielt die Hände gefaltet und auf die Brust gepreßt und schaute auf Richard. Es war gut, daß wir aus dieser hohen Spannung durch den Eintritt Bertha's harmonisch gelöst wurden.

Bertha, die vor vier Jahren so voll Unruhe gewesen, bewährte jetzt das schöne Ebenmaß ihrer Natur.

„Jener Krieg,“ sagte sie, „war ein unnatürlicher; dieser Krieg ist ein heiliger und folgerechter, und so müssen seine Folgen ruhig getragen werden. Und mein Mann, der damals so unglücklich war, ist jetzt gehoben im Glück.“

Sie erzählte, daß unter dem Vorsitz der Fürstin sich ein Verein gebildet habe zur Unterstützung der Familien, deren Angehörige in den Krieg ziehen müssen und zur Vorbereitung der Hülfe für Kranke und Verwundete.

„Ich bin dabei!“ rief Annette, „ich will auch Labetrunk schöpfen. Und, Herr Professor, ich behalte Ihr Wort: es ist tapferer, in kleinen Leistungen und Opfern auszuhalten.“

Richard nahm bald Abschied, da er in der Universitätsstadt noch Einiges für seine Kriegsfahrt vorbereiten müsse. Er reichte Annetten die Hand, und es kam mir vor, als ob er ihre Hand länger hielt; aber er sagte ihr nur das einzige Wort: „Auf Wiedersehen!“

Sein längliches Gesicht mit dem großen vollen braunen Barte, die leuchtenden blauen Augen und die gewölbte Stirne erschien wie von Glanz umflossen, und seine stattliche markige Gestalt hatte etwas Heldenhaftes.

Als ich am Abend über die Hauptstraße ging, begegnete mir Annette mit mehreren Packeten im Arm.

Eines vor Allem tödtet der Krieg, das am Manne Unleidlichste und am Weibe schwer zu Duldende: die Eitelkeit.

Wer kann in solchen Tagen an sich selber denken, wie er erscheint, was er sei. Du bist nichts, als ein unmeßbar Kleines im großen Ganzen, und das eben macht groß, hebt über dich hinaus und erlöst.

Wie waren wir doch so abgeschmackt geworden. Man hielt es für unschicklich, wenn ein wohlgekleideter Mann, eine wohlgekleidete Frau etwas über die Straße trug. Und die Frauen hatten auch so viel an ihren Kleidern zu halten und zu heben, daß es ihnen unmöglich war, auch nur das kleinste Päckchen zu tragen; jetzt ist das vorbei.

Annette erzählte mir, daß sie mit anderen Frauen einen Kursus der Verbandlehre bei einem Wundarzt nehme und sie sagte das einfach, ohne einen besondern Nachdruck darauf zu legen.

Achtes Kapitel.

Als ich mit Martella zur Eisenbahn ging, um heimzukehren, wogte uns ein Menschenstrom entgegen, der nicht zu durchbrechen war.

„Was ist?“

„Der Kronprinz von Preußen kommt.“

Wir hielten still. Von fern her tönte Musik und scholl Jubelruf aus tausend und abertausend Stimmen. Das war der Aufschrei eines lange verfremdeten Stammes, der den Bruderstamm begrüßt in seinem Vertreter. Wie muß das das Herz des Königssohnes durchschüttern!

Ich stand so eingedrängt, daß ich nichts sehen konnte. Martella hatte hinter mir eine Treppenstufe erstiegen, sie rief mir, ich konnte nicht zu ihr.

Ich hörte einen Wagen heranrollen, die Männer vor mir sprachen von der stattlichen Erscheinung und dem ernstmilden Gesichtsausdrucke.

„Vater!" rief Martella, „er sieht ganz aus wie er; eigentlich noch mehr wie Richard."

Das Gewoge verlief sich, und fernab tönten noch die Jubelrufe.

Wir kehrten heim. Die Eisenbahn jenseits, die noch eine Strecke in unser Thal führt, war gesperrt; man erwartete stündlich den Einfall der Franzosen, die andere Bahnlinie sollte Tags darauf nur noch für Militärzüge offen sein.

Wir fuhren eine Strecke mit. Auf dem Kreuzpunkte fand ich eine große Zahl von Badegästen, die plötzlich aus dem Kurgebrauch und den Vergnügungen aufgescheucht waren.

„Die Spielbanken sind geschlossen," hieß es. Ich hoffte, daß sie nie mehr eröffnet würden.

Ludwig und sein Diener erwarteten mich hier. Ich traf auch Karl, der einberufen war und mit ihm zwei Knechte des Wiesenbauern.

Karl erzählte lachend, wie der Wiesenbauer jammere und klage, daß er nun selber die Ochsen eingeschirren und ihnen Futter aufstecken müsse. Er fügte aber ganz frohmuthig hinzu, daß Marie für zwei Knechte einstehen könne. In seinem freudigen Gesichte war zu erkennen, daß es beim Abschiede

zur Entscheidung zwischen ihm und Marie gekommen war, und indem er von ihr sprach, hielt er die linke Hand auf das Herz gepreßt. Ich glaube, daß er dort ein Andenken von ihr aufbewahrte.

Als Karl Ikwarte sah, ging er auf ihn zu und reichte ihm die Hand: „Ich verzeihe dir; ich darf keinem Menschen feind sein, wenn ich in den Krieg ziehe. Verzeihe du mir auch!"

Ludwig fragte Ikwarte: „Willem! möchtest du auch mit?"

„Ik warte, bis der Herr Oberst mir's erlaubt."

„Du hast mich ja noch nicht um Erlaubniß gefragt."

„Ik habe gewartet, bis der Herr Oberst selbst davon redet."

„Herr! sagen Sie meiner Mutter ein gutes Wort!" bat mich Karl, und ich sah die Felsenspinnerin auf der untersten Stufe der Bahnhofstreppe sitzen. Sie starrte drein, wie wenn sie wachend träume.

„Der Herr nimmt Euch mit heim," sagte Karl zu seiner Mutter.

„Also du nimmst mich nicht mit? ich muß heim? heim? heim?" sprach die Alte, und Karl sagte mir

schnell, daß Rothfuß mit den Schweißfuchsen im nahen Wirthshaus sei und füttere; er habe die Einberufenen hierher gebracht.

Ich redete nun der Felsenspinnerin zu, sich zu fassen. Sie murmelte etwas; ich verstand es nicht, Karl erklärte mir's. Sie hatte sich sieben harte Thaler erspart, die sollte Karl mitnehmen, man brauche sie im Krieg; sie sei ganz untröstlich, daß er ihr das Geld zu Hause lassen wolle.

Ich nahm ihr das Geld ab und versprach, es durch meinen Schwiegersohn, den Oberst, Karl zu senden, wenn er es brauche.

„Und was macht die große Frau?“ fragte die Felsenspinnerin. „Sie hätte meinen Karl heirathen sollen. Sie hat ihn ja immer so gut angesehen. Wenn er jetzt verheirathet wäre, brauchte er nicht mit in den Krieg.“

Es war ein wehmüthiges Lächeln, mit dem Karl diese mir unverständlichen Worte seiner Mutter dolmetschte.

„Warum hast du ihr nichts von Marie gesagt?“

„Ich habe es gethan,“ erwiderte Karl hocherröthend, „aber sie will nichts davon wissen.“

Ludwig reiste mit Ikwarte nach dem Rhein.

Er sagte, er wisse noch nicht, wie er sich bethätigen könne, da er amerikanischer Bürger sei; aber das sei ihm entschieden, er werde nicht ruhiger Zuschauer bleiben.

Herzzerreißend war der Abschied Karls und der Felsenspinnerin. Sie wollte nicht auf unsern Wagen, und mit Thränen in den Augen nahm Karl sie auf den Arm und hob sie hinauf. Sie jammerte noch lange rückwärts nach ihrem Sohne. Wir konnten vor Wehmuth kein Wort reden und fuhren schweigend heimwärts.

Martella gewann zuerst wieder das Wort, indem sie sagte: „Es ist doch das größte Glück, eine Mutter zu haben.“

Ich verstand, was Alles sich in ihr regte.

Da droben auf der Bergeshöhe, wo man thalauf kommend die Pferde ausschnaufen läßt und den Vorspann abhakt, steht eine weitschattige Buche, daran ein Heiligenbild befestigt ist.

Ich sah von fern etwas Weißes an dem Baume, und als ich näher kam, erkannte ich's: es war der Aufruf des Königs von Preußen, in welchem er mit einfachen, ruhig bedachten Worten erklärte, daß er Krieg führen müsse.

Bald begegnete mir Joseph, der voll Freude war, mich wiederzusehen. Er hatte den Schaffner des Stellwagens, der täglich thalab und thalauf fährt, beauftragt, hier immer die Extrablätter anzuheften, damit die Waldarbeiter, die sich von hier aus in ihre Dörfer zerstreuten, auch wüßten, was vorgeht.

Ich muß hier nur gleich erzählen, daß der junge katholische Pfarrer des Dorfes bereits andern Tages die Worte des ketzerischen Königs vom Stamm des Heiligenbildes abreißen ließ und eine Klage gegen Joseph wegen Kirchenschändung anstrengen wollte. Auf Anrathen eines Advokaten seiner Partei ließ er indeß davon ab, und der Baum heißt der Zeitungsbaum bis auf den heutigen Tag.

Ich kam in unsre Gemarkung. Die Leute arbeiteten an der Verlegung des Flußbettes, und der jungverheirathete Steinhauer fragte mich, ob auch während des Krieges weitergearbeitet werde. Ich bejahte es; wir wollten den Leuten Verdienst geben, so lange es uns möglich war. Ich nahm sogar alsbald die beiden Söhne der Felsenspinnerin, die aus Mühlhausen ausgewiesen waren, als Arbeiter

an, und es fügte sich besonders gut, daß der jüngere derselben ein vortrefflicher Kunsttischler war.

Ich ging den Weg hinan. Da habe ich längs des ganzen Wegraines Bratbirnen gepflanzt. Die Bäume hingen voll Obst. Werden sie vom Feinde geschüttelt, oder gar umgehackt werden?

Ich sah den jungen Wiesenbauer mit gleichmäßiger Ruhe, als ob Alles in Frieden wäre, die Wässerung stellen. Er schaute auf und rief mir zu: „Der Krieg geht mich nichts an. Ich hab' Gottlob Niemand Eigenes dabei.“

Das erste Haus meines Dorfes gehört dem Wiesenbauern. Da saß der im Leibgeding lebende sogenannte garalte Wiesenbauer und rief: „Jetzt habt ihr's. Das hat der verfluchte Preuß' gemacht. Aber der Franzos wird ihn hauen; er ist an den Unrechten gekommen.“

Zu Hause traf ich gute Stimmung, und seit lange zum erstenmal war ich mit Johanna einig.

„Nun wird sich's zeigen,“ sagte sie, „ob die Gottlosen so opfermuthig sind wie wir.“

Sie pries den König als einen gottesfürchtigen Mann; mir war er der rechtschaffene Deutsche.

Eine Wandlung erfreulicher Art war mit der

Tochter Johanna's vorgegangen. Sie, die immer gekränkelt hatte und sich unnütz in der Welt vorkam, wußte jetzt nichts mehr von Krankheit. Die Regierungsräthin bildete einen Verein, in welchem von dem Arzte der Stadt Unterricht in der Krankenpflege gegeben würde, und sie war entschlossen, sich andern Tages dorthin zu begeben.

Ich war nun wieder in meinem Hause. Es war so still, so ruhig. Rothfuß berichtete, daß Händler da gewesen seien, die Heu und Hafer aufkaufen, wir hatten noch erklecklichen Vorrath vom vergangenen Jahre, und Rothfuß hatte dem Kuhherrschel, den er allzeit begünstigte, die Vorhand versprochen.

Das alte Heu wurde fortgeführt, das neue eingebracht, wir nahmen an Stelle Karls einen tyroler Waldarbeiter zum Ackerdienst. Die Frühgerste wurde geerntet, der Boden wurde umgepflügt, die Kartoffeln gehäufelt. Wie lange wird es noch so sein? Morgen können die Feinde einbrechen. Wir sind hier der Grenze so nah, und sie, die im Namen der Civilisation zu kämpfen vorgeben, schicken uns asiatische Horden!

Die Schulmeisterin erzählte, daß die Baronin

Arven mit großem Gepäcke nach der Schweiz abgereist sei und daß auch Andere fort wollten.

Ich war entschlossen, die Feinde in meinem Hause zu erwarten, und als mich Johanna fragte, ob sie sich auch nach der Stadt begeben könne, um sich nützlich zu erweisen, willfahrte ich ihr.

„Du bleibst aber bei mir und fürchtest die Franzosen nicht, Martella?“

„Ich fürchte die Franzosen nicht, gewiß nicht!“ antwortete Martella.

Es fiel mir erst später auf, daß sie den ersten Theil meiner Frage nicht beantwortet hatte.

Neuntes Kapitel.

Bald unterbrach meine Einsamkeit der Besuch des Baron Arven.

Ich war erstaunt, tiefe Schwermuth in seinem Antlitz zu sehen. Ist der alte österreichische Offizier noch so stark in ihm? Er ließ mich nicht lange räthseln, und mit einem Tone, dem man das bekämpfte schwere Leid anhörte, sprach er davon, daß er schon lange in vielen, namentlich religiösen Dingen mit seiner Frau nicht einig sei. Er habe sich endlich überwunden, sie gewähren zu lassen. Jetzt aber — er sagte das Alles zurückhaltend — habe sich ein lange verhüllter Zerfall so ungeheuerlich aufgethan, daß er geglaubt habe, darunter zusammenzubrechen.

Seine Frau hasse Deutschland. Er habe das nicht für möglich gehalten, obgleich er gewußt, daß

sie Preußen, als Czechin wie als Katholikin, feindselig sei. Er habe sich zu einer unverzeihlichen Heftigkeit hinreißen lassen, da sie ausgerufen: „Alle Heiligen seien gepriesen! Nun kommen die Franzosen, nun ist die Erlösung endlich da."

Sie habe — er wage es kaum zu sagen — eine französische Fahne genäht, um sie aufzuhissen, wenn die Franzosen kämen, was sie für sicher halte. Er habe nie geglaubt, daß seine Frau eine politische Ansicht habe; denn auf Preußen schimpfen ist ja keine politische Ueberzeugung. Er habe ihr Gefühl als Czechin geschont, denn er kenne den Verdruß der Czechen, von deutscher Kultur abhängig zu sein. Daß aber ihr Haß gegen die Deutschen so weit ginge, daß eine Correspondenz mit Frankreich, deren Ursprung sie selbst nicht kenne — das glaube er — unter ihrer Adresse und Vermittlung geführt werde, das hätte er nie und nimmer geglaubt.

Der Geistliche des Dorfes sei zu ihr gekommen, er müsse eigenthümliche Mittheilungen gemacht haben; denn sie verlange jetzt nach der Schweiz.

„Gott Lob und Dank!" rief ich. „Lassen Sie sie ziehen!" Ich erzählte ihm, daß man von der bereits erfolgten Abreise spreche.

Der Baron aber meinte, es wäre von den übelsten Folgen für die ganze Umgegend; es würde eine Furcht ohne Gleichen erregen, wenn die Baronin nach der Schweiz flüchte.

Es schien mir, daß er sich auch vor mir rechtfertigen wollte, wenn er das zuließe. Ich beruhigte ihn, daß Niemand seine Opferfreudigkeit für das Vaterland bezweifle, und er bat mich, von dem, was er mir mitgetheilt, mit Niemand zu reden.

Ich konnte ihn beruhigen und er richtete sich aus seiner Gebrochenheit wieder auf. Er fühlte, daß ich sein Leid voll erkenne. Und was kann es Traurigeres geben, als mit dem Gefühl für's Vaterland im eigenen Hause keine Heimstätte, ja Feindseligkeit und Spott zu finden? Das war so lange unter guten Manieren verdeckt und brach jetzt wild und giftig heraus.

„Ihre herzliche Theilnahme ist gut," sagte der Baron, „aber ich komme mir doch ganz anders vor, seitdem ich es ausgesprochen. Es ist mir, wie wenn ich die Hand von einer blutenden Wunde weggezogen; sie rinnt jetzt offen."

Ich verstand ihn. Eine lange verhaltene stille

Empfindung wird, wenn sie zu Worte kommt und der Betroffene sie im Ton hört, neu wirklich.

Als ich ihm das sagte, hielt er meine Hand lange fest.

„Aber wir dürfen jetzt nicht an unser kleines Leben denken," schloß er. „Das Große ist erschienen. Wir müssen siegen. Wenn Frankreich unterliegt, bleibt es noch Frankreich, wir aber, wenn wir unterliegen, sind nichts und werden nichts und sind die Beute finsterer Mächte."

Ich hörte erst vom Baron, daß die Oppositionsbischöfe einen Protest gegen die Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papstes eingereicht, und da diese trotzdem beschlossen wurde, Rom verlassen hatten.

Als ich ihm von den Ereignissen in der Stadt erzählte, natürlich ohne das Begegniß mit dem Fürsten, erheiterte sich sein Antlitz.

Als er eben weggehen wollte, kam Martella und fragte: „Darf ich's dem Herrn Baron zeigen?"

Ehe ich noch geantwortet hatte, nahm sie die Schrift des Fürsten aus der gestickten Tasche und legte sie behutsam vor ihm auf den Tisch, indem sie dabei sagte, der Rothfuß sei so einfältig und meine, das habe nichts zu bedeuten und auch Ik-

warte habe so darauf hingesehen, wie wenn das gar nichts gelte; das sei ja nur von einem so kleinen Fürsten.

Der Baron versicherte Martella, daß die Schrift von großer Bedeutung sei, wenn man Ernst wiederfinde.

„Jetzt frag' ich keinen Menschen mehr", rief Martella freudig, „jetzt ist's nochmals besiegelt. Und schauen Sie, es ist wie hineingegossen in mein Täschchen, so paßt's".

Sie that die Schrift wieder in ihr Täschchen und streichelte die Stickerei, die einen Hund darstellte, der einen Vogel im Maule trägt.

Der Baron ritt davon, als eben der Briefbote kam. Er brachte mir einen Brief meiner Schwester aus dem Hagenauer Wald, worin sie mir sagte, daß ihre Tochter wegen des Krieges schnell geheirathet habe, und weil vielleicht doch die Preußen, die Mordbrenner kämen, werde die Tochter in Straßburg bleiben, wohin sie auch alles Weißzeug und alle Werthsachen geschickt habe. Sie erklärte sich bereit, wenn die Frauen aus unserer Familie Schutz wollten, auch sie in Straßburg unterzubringen.

Ich hatte in diesen Tagen Leid im Hause. Die

alte Balbina starb. Sie war dreißig Jahre bei uns und die treueste Dienerin. Wenn man sie trösten wollte, daß es sich wieder mit ihr bessern könne, sagte sie: „Ach laßt mich! ich komme zu meiner guten Frau, und die gibt mir den besten Platz bei sich."

Ich habe erst nach dem Tode meiner Frau erfahren, was sie an ihr gethan; denn Balbina erzählte mir: „Sie hat mich bekehrt, ich war so schlecht."

„Wieso schlecht? Was hast du denn gethan?"

„Ich hab' gestohlen, ja gestohlen, wie ich acht Tag im Hause war. Sie ist dahintergekommen, hat mich allein genommen und gesagt: Balbina, ich kann dich nicht fortschicken, sonst stiehlst du bei anderen Leuten wieder; ich muß dich behalten, bis du dir's abgewöhnt hast. — Und so ist's geworden und jetzt bin ich dreißig Jahre im Haus, und kein unrechter Bissen ist in meine Hand und über meinen Mund gekommen."

Balbina starb ohne letzte Oelung; sie hatte das Geständniß ihres Diebstahls gegen meine Frau als Beichte betrachtet.

Wir hatten natürlich nie einen unserer Dienstboten in seinen religiösen Uebungen gestört oder

davon abgehalten. Aber der Pfarrer hatte Balbina gesagt, daß die Lutherischen nicht in den Himmel kommen, und da hat die Balbina erwidert: „Ich will in keinen andern Himmel, als da wo meine Frau ist.“

Wir waren jetzt auf dem Wege zur politischen Einheit. Aber ist der Zwiespalt in religiösen Dingen nicht schroffer als je?

Conny hatte Nachricht von Ludwig erhalten, daß er bald wieder eintreffe, und sie erzählte mir jetzt wiederholt von ihrem Vater, der den Gedanken des Vaterlandes bis zu seinem letzten Athemzuge treu gehegt, und nie habe ein schöneres und innigeres Verhältniß bestanden, als zwischen ihrem Vater und Ludwig.

Sie fand es selbstverständlich, daß von der beabsichtigten Reise nach Italien keine Rede mehr war. Wer könnte jetzt an Kunstdenkmälern sich erfreuen! Ludwig mußte sich in irgend einer Weise für die Heimath bethätigen.

Es entstand ein Tumult im Dorfe. „Die Franzosen kommen!“ wurde laut gerufen.

Der Bäcker Lerz war im Galopp mit seinem Fuhrwerk die Thalstraße heraufgefahren und hatte

den Leuten, die auf dem Felde arbeiteten, zugerufen: „Spannet aus! die Franzosen kommen.“ Die Leute spannten sofort die Pferde und Ochsen von Wagen und Pflug ab und eilten heimwärts. Es zeigte sich aber bald, daß es nur blinder Lärm gewesen.

Ich glaube nicht, daß Lerz muthwillig und boshaft das gethan. Er schwur — freilich, was galt sein Schwur! — daß ein Bauer aus dem untern Thale ihm erzählt, er habe die Franzosen gesehen. Und in der That war das Gerücht verbreitet, man wußte nicht woher.

Zehntes Kapitel.

Wie war's doch damals, als es mich so erhob, unter meinen zustimmenden Landesgenossen als ihr Vertreter zu wandeln! Ich war noch ein schlimmer Selbstling. Wenn ich mich bis auf den letzten Grund prüfe, lag ein selbstgefälliges Wohlgefühl darin, der Vertreter Vieler zu sein.

Das war anders geworden. Jetzt war Niemand mehr erwählt; aber Alle waren berufen. Eine Erlösung aus allem Egoismus, aus aller Vereinzelung war über unser Volk gekommen. Freilich schmerzte das Opfer noch, aber nicht auf einen Menschen waren Gedanken und Emfindungen gerichtet, sondern auf ein einziges großes Unsichtbares und doch vor den Blicken Aller Ausgebreitetes. Alles war durchsonnt, jeder Baum, jedes Haus, die ganze Welt erschien anders.

Und wie war jetzt ein Mensch dem andern nahe! Es gab keine Fremdheit mehr, da durfte man auch keinen Feind mehr im eigenen Lande haben.

Ich begegnete Funk und konnte nicht anders, als ihm die Hand bieten und sagen: „du hast es in deiner Art gewiß auch gut gemeint.“

„Ich danke für deine gute Meinung“, antwortete Funk zweideutig und erwiderte meinen Druck kaum. Ich ließ mir auch das gefallen. Ich war meinem innern Herzensdrang gefolgt, und das thut immer gut, wenn auch die Anderen nicht zustimmen.

Ich fuhr mit Joseph nach der Stadt auf den Wochenmarkt. Noch nie war er so besucht gewesen, denn wer nur ein Fuhrwerk hatte oder sonst von Hause abkommen konnte, eilte nach der Stadt, um zu hören, was in der Welt vorgeht, und daneben wollte man sich vergewissern, ob man die Vorräthe schon zu den jetzigen Preisen an die Händler verkaufen solle, oder ob es besser sei, auf die Gefahr hin von den Franzosen beraubt zu werden, eine Preissteigerung abzuwarten.

Es stellte sich bald heraus, wer auf das deutsche und wer auf das französische Kriegsglück vertraute. Der Schweizer-Schmalz und seinem Beispiele folgend

eine erkleckliche Anzahl, verkaufte Heu und Hafer und Speck.

Joseph war bald der Mittelpunkt einer großen Gruppe, er kann am besten von uns Allen mit Menschen jeglicher Art verkehren; seine stattliche, große und breite Gestalt und ein wunderbar milder Zug um den wohlberedten Mund machten ihn allbeliebt, und sein anerkannter Reichthum wog natürlich auch viel.

Als nun die Leute ungeduldig schimpften, daß man so lange nichts von einer Kriegsthat höre, rief er: „Seid ihr noch nie in einer Sägemühle gewesen?“

„Gewiß, schon Alle.“

„Nun, wie ist's? Man stellt das Rad und läßt das Wasser leer laufen, bis der Sägkloß in die richtige Lage gebracht ist. Dann los! und nun schneidet man gradeswegs durch. Gebt Acht! der Preuße, oder sagen wir, der Deutsche, wartet ab, bis der Sägkloß richtig liegt, dann läßt er sieben Sägen auf Einmal los.“

Joseph verstand die Gedanken der Leute und hatte seinen besondern Triumph, daß der Schweizer-Schmalz vereinsamt daneben stand. Er lächelte nur,

da der Schweizer-Schmalz sagte: „Das geringe Mannle, der Josephle, hat ein großes Maul, wie eben die Preußen alle.“

Ich ging mit Joseph zu Martha; denn ich hatte Julius versprochen, seine Frau baldmöglichst zu besuchen.

Wir trafen sie ruhig und gefaßt. Das ganze Haus war in edel schöner Haltung, und doch standen Sohn und Schwiegersohn im Felde.

Zum ersten Mal bemerkte ich ein eigentliches Adelsbewußtsein im Regierungsrath. Er betonte nachdrücklich, daß er als Angehöriger eines der ältesten Geschlechter des Landes Johanniter sei und bald in Gemeinschaft mit Baron Arven in den entsprechenden Pflichtenkreis eintreten werde. Er gab mir zu verstehen, daß es alte Ordnung sei und ein Mann wie ich nicht auch dazu gehören könne. Ich hatte noch nie daran gedacht; jetzt erst fiel mir's auf.

Die Frauen baten mich, sie auf das Rathhaus zu begleiten, wo sich der Sanitätsverein versammelte. Aber auf der Treppe begegnete mir Rimminger der sogenannte Friedenslieutenant. Er sah sehr erregt aus und ersuchte mich dringend, ihn in das Haus seines Schwiegervaters zu begleiten, wo ich Schieds-

richter sein sollte. Er erklärte mir nichts Näheres; ich sollte den Grund erst dort erfahren.

Ich traf die Familie in großer Bestürzung. Der Lieutenant, der wegen der Verheirathung mit der Tochter des reichen Holzhändlers Blank aus dem Heere ausgetreten war, hatte sich mit Geschick in den neuen Beruf eingearbeitet, noch mehr aber sich der Jagd ergeben. Jetzt erklärte er, daß er wieder eintreten wolle. Er könne es weder vor seiner eigenen Ehre, noch vor seinen Genossen vertreten, jetzt müßig und aus der Ferne zuzuschauen.

Der alte Blank behauptete, daß das ein Wortbruch sei, und ich sah, wie sich die Faust des Lieutenants ballte, da er den Ausdruck hörte. Aber er hielt an sich und legte mit Ruhe die Sache dar, indem er erklärte, daß er meine Entscheidung fordere.

Ich kannte den Holzhändler Blank genau. Er war ein Mann, dem man nichts Unrechtes nachsagen konnte, aber auch nichts Rechtes. Er wollte von der Welt nichts als sein Geschäft und die Mehrung seines Besitzthums. Er war ein eifriger Zeitungsleser, er rauchte dazu seine gute Cigarre, und es war ihm ganz recht, wenn es viel Neues gab; für den Staat, für den Kreis, ja für die Ge-

meinde sollten Andere thätig sein, damit er es lesen könne. Es schien ihm ganz unfaßlich, daß Einer aus seiner Familie in die Thätigkeit für das Allgemeine sich einlassen wolle. Ich merkte das wieder aus jedem Worte, aber ich erwiderte ihm nicht zuerst.

„Und wie denken denn Sie?“ wendete ich mich an die Frau des Lieutenants, die ruhig am Fenster stand und welke Blätter von den dort aufgestellten Pflanzen abpflückte.

„Soll ich unsere drei Kinder hereinrufen, daß Sie sie fragen können?“ erwiderte die Frau in hartem Ton.

„Kleine Kinder haben noch keine Meinung, aber die Eltern müssen sie für sie haben.“

Ich fragte den alten Blank, ob er sich meiner Entscheidung fügen wolle.

„Da Sie so fragen, sind Sie gegen mich; drum sage ich Nein!“

Ich sah, daß ich hier unnütz war und erklärte, daß ich keine Entscheidung abgebe. Ich mußte die Familie in ihrem Widerstreit allein lassen.

Um so erfreulicher war mir eine andere Begegnung. Im Städtchen wohnte der Intendantur-Rath,

der mich damals nach der Flucht Ernsts besucht und seine Vereinsamung und Trauer über den gräßlichen Tod seiner Frau überwunden hatte. Er lebte mit seinem einzigen Töchterchen und hatte seine ganze Thätigkeit ihrer Erziehung gewidmet; sie trat eben jetzt in das Mädchenalter über.

Der sonst allzeit verstört dreinsehende Mann kam mir heitern Antlitzes entgegen und sagte, daß er das Glück habe, wieder in seinen Beruf eintreten zu dürfen, daß dadurch auch sein Kind, das so unauflöslich an ihn gewöhnt sei, so daß er für dessen zukünftiges Leben besorgt gewesen, nun sich an ein selbständiges Dasein und an Thätigkeit gewöhnen müsse; denn die Frau Regierungsräthin habe sich bereit erklärt, das Kind während des Feldzuges zu sich zu nehmen.

Ich stand mit dem Manne am Flusse, da, wo das Wehr mit mächtigem Geräusche vorüberströmt, und er sagte: „Es geht Ihnen wie mir. In großen Zeiten verschwindet alles kleine Leid und alle Einzelklage um eigenes Schicksal, wie hier am mächtig rauschenden Wassersturze alle anderen Töne von dem Gebrause verschlungen werden.“

Ich hatte eine erquickliche Stunde mit dem

Intendantur-Rath in seinem schönen Berggarten, den er mit Fleiß und Geschmack im Stand hielt, er war ein besonders glücklicher Rosenzüchter und ich mußte ihm gestatten, mir von allen Hecken eine schön erblühte zu brechen.

„Sie liebte und pflegte die Rosen vor Allem,“ sagte er, als er mir den Strauß übergab.

Ludwig traf mit Ikwarte ein, wie er versprochen. Er hatte Conny und Wolfgang nach der Stadt kommen lassen. Er erzählte, daß er sich, Wolfgang und Ikwarte beim Sanitätscorps habe einschreiben lassen. Sie trugen bereits die weiße Binde mit dem rothen Kreuz am Arm und reisten alsbald zur Hauptarmee nach dem Rheine ab.

Conny fuhr mit mir heimwärts.

Elftes Kapitel.

Als wir bei der Sägemühle ankamen, wartete ein Holzknecht auf mich und sagte, der Förster Rautenkron ließe mich dringend bitten, zu ihm nach der im nahen Ilgenthale gelegenen Knochenmühle zu kommen.

Der Holzknecht erzählte mir, daß Rautenkron gar nicht mehr zu kennen sei; es müsse etwas Entsetzliches mit ihm vorgehen.

Ich traf Rautenkron in der Stube beim Knochenmüller. Er sagte zu diesem: „Urvater Adam! Schütte genug Knochen auf, daß du eine Stunde fortbleiben kannst, dann geh' und laß uns allein!"

Der Knochenmüller ging.

„Setzen Sie sich!" sagte er dann mit einem Tone, den ich noch nie von ihm gehört hatte;

auch sein Angesicht und seine Haltung schien verändert.

Er begann, nachdem er gezwungen gelacht hatte: „Ich habe von dem Manne meine Knochen zurückgekauft. Ich hatte sie ihm für eine Flasche Enzian verschrieben, und es machte mir vordem Spaß, zu denken, wie meine hohe Persönlichkeit einstmals als Gras und Blume auf der Halde stehen und von der Kuh gefressen werden würde."

„Aber entschuldigen Sie," unterbrach er sich, „verzeihen Sie, ich bitte. Das ist nicht der Ton, in dem ich Ihnen sprechen soll. Vergessen Sie und hören Sie mich geduldig an! Ich will Ihnen mein Testament geben. Sie haben mich oft geärgert: jetzt ist mir's doch lieb, daß Sie da sind. Der Gedanke an Sie ist mir in den Wald nachgelaufen und hat an meinem Bett gesessen und hat mir keine Ruhe gelassen. Ich hab' immer ausfindig machen wollen, wo denn Ihre Lasterseite steckt. Jetzt hab' ich's.

Mein Vater war ein weltkluger Mann; er theilte die Menschen in zwei Klassen: in Charlatane und Schwächlinge. Er behauptete, vor Allem in dem, was man Liebe nennt, Liebe zum Weibe, Liebe zum Volke sei ein großer Theil Charlatanerie, die anfangs

bewußt, später unbewußt sich selber und Andere täuscht. Sie sind kein Charlatan, aber Sie sind eitel. Schütteln Sie nicht den Kopf, es ist doch so. Eitelkeit ist freilich keine Untugend, aber Schwäche, Abhängigkeit von Anderen. Sie haben Funk die Hand reichen wollen, weil Sie zu schwach sind, einen Feind in der Welt herumlaufen zu haben. Seitdem ich das entdeckt habe und mir jetzt die Bestätigung geworden ist, beunruhigen Sie mich nicht mehr. Sie haben auch Ihr Theil an der Erbärmlichkeit der Species Ungeziefer, die sich Mensch nennt. So! Jetzt ist das heraus. Jetzt hab' ich nichts mehr gegen Sie. Im Gegentheil; ich kann Ihnen keinen bessern Beweis geben, als daß ich Sie bitte, mir zu helfen. Ich habe sonst keines Menschen Beistand bedurft; jetzt brauche ich Sie. Und ich meine, das ist genug, daß Sie mir helfen müssen."

Ich versprach's, aber im Innern hatte ich ein gewisses Bangen vor dem Manne, der mir in seiner erbitterten Offenherzigkeit noch viel ungeheuerlicher erschien als in seiner Verschlossenheit.

„Ich bitte, ja ich verlange," fuhr er fort, „unterbrechen Sie mich nicht! Lassen Sie mich allein reden!

Wissen Sie, wer ich bin? Ich höre mich seit Jahren bei einem fremden Namen rufen. Sie können sich nicht vorstellen, wie vergnüglich das ist, auf der großen Maskerade, die man Leben nennt, so beständig des Maskenspiels bewußt zu sein. Ich will auch jetzt meinen rechten Namen nicht nennen; nur sollen Sie wissen: es ist ein alter Adelsname, haha! von uraltem Geschlecht, verwandt mit dem vom Johannisberg.

Mein Vater — es ist so, er war mein Vater — mein Vater war heruntergekommen, aber er lebte flott, ich wußte nicht, woher. Ich hab' es erst spät erfahren. Er hat mir eine Hauptmannsstelle gekauft. Er sagte: gekauft, aber er hat sie geschenkt bekommen, was man so geschenkt heißt. Er hat dafür fremde Haut zu Markt gebracht, vielleicht ein paar Menschenhäute zum Gerben. Sein Meister hatte viele Gerbereien, im Staatshandbuch heißen sie Gefängnisse.

Ich war, wie gesagt, Hauptmann in Mainz und mein Vater lebte nicht weit davon in Wiesbaden, er hat Hofrath geheißen, ja Hofrath, so heißt man's. Ich weiß nicht, ob ihn in dem, was die Menschen Gewissen nennen, etwas dafür gebissen

hat, ich glaub's nicht; er war immer lustig und hat gern gut gegessen, und es schmeckte ihm wie dem einfältigsten Kapuziner. Er hat mir beständig gesagt: Konrad! Das Leben ist ein Komödienspiel, wer es nicht so ansieht, sondern ernst nimmt, ist sein eigener Spielverderber.

Ich habe gemeint, ich könnte viel erzählen, aber ich kann nicht. Also die Sache war so. Mein Vater fragte mich immer aus, was unter den Kameraden vorgeht, was sie treiben, was sie denken, an wen sie schreiben, und ich hatte ihm Alles treuherzig erzählt. Sie können mir's glauben, ich bin auch einmal treuherzig gewesen. Aber da wurden einmal unversehens zwei meiner Kameraden kassirt. Man hat Briefe von ihnen gefunden — nicht gefunden, man hat sie gesucht, — in denen sollen hochverrätherische Dinge gestanden haben. Wir waren Alle in der Garnison außer uns; ich habe aber noch immer nichts geahnt.

Bis zum Jahre 1848 hatten unsere Regimenter Werbebezirke, wo für gutes Handgeld Rekruten angeworben wurden. Da war nun bei einem galizischen Regimente, das damals zur Garnison der Bundesfestung gehörte — wie auch mitunter ein

italienisches Regiment — ein äußerst gewandter junger Pole angeworben. Er lernte das Exercitium schnell, war ein guter Reiter und sein Rittmeister wünschte, daß er deutsch lerne, um Unteroffizier werden zu können; aber er wollte nicht und sagte, er könne nicht schreiben. Eines Tages hieß es: der Mann ist desertirt. Man fand einen Brief von dem, der nicht schreiben konnte, in eleganter französischer Sprache, worin er seinem Rittmeister für die freundliche Behandlung dankte und hinzufügte, er sei auf höhern Befehl hierhergeschickt und auf höhern Befehl wieder abgegangen. Mehrere Tage sprach man davon, daß die Russen doch noch klüger seien als wir, zumal in der Spionirkunst; denn der Mann war offenbar da gewesen, um die Stimmung der Galizier auszukundschaften. Anfangs fiel es mir nicht auf, mit der Zeit aber erschien es mir seltsam, daß man immer gerade mir so viel von Spionen erzählte.

Ein junger Fürst trat in unser Regiment ein; er ward mir kameradschaftlich vertraut und schien besonderes Gefallen an mir zu finden. Mein Vater freute sich dessen sehr; aber er gab mir weniger Geld als sonst. Ich mußte mir von dem jungen

Fürsten borgen, mir von ihm Gefälligkeiten erweisen lassen. Ja, die Welt ist klug; wenn man's nur immer zur rechten Zeit wüßte. Ich bin zu spät dahinter gekommen. Und ist es nicht sinnreich und macht dem Menschengeist alle Ehre, auszuklügeln, daß man sich zu Dank verpflichten lasse, um sicherer Vertrauen zu gewinnen? Der Luchs da draußen ist schlau; aber so etwas kann doch nur das Ebenbild Gottes.

Da sagt mir eines Tages mein Vater, ja, mein Vater: Konrad! — so bin ich getauft — Du bist jetzt auf der Commandantur beschäftigt, dem Platzadjutanten ist nicht zu trauen; gib Acht, daß du was auf ihn kriegst, aber ein Schriftliches! Da ist mir's aufgegangen; noch nicht ganz, aber ein Kamerad hat mich einmal in's Gesicht hinein gefragt: Du! es ist ein Spion in unserm Regiment? Und da haben die anderen Kameraden alle gelacht und ich habe den Frager gefordert und — habe ihn erschossen. Ja, aber ich erzähle verkehrt. Ich muß ein Anderes vorausschicken. Ich hatte mein Leben lang Lust zur Försterei. Ich habe meinen Vater oft gebeten, daß er mich aus der Armee austreten lasse, er hat's aber nicht zugegeben,

und ich hätt' doch so gern bald geheirathet und still im Wald gelebt; denn ich hatte ein Kind, ein liebes, schönes Kind.

Nun wurde ich wegen des Duells auf die Citadelle gefangen gesetzt. Kein Kamerad besuchte mich.

Als ich herauskam, war mein Kind mit der Mutter verschwunden. Sie hatte einen Brief von meiner Hand bekommen — mein Vater verstand es, fremde Handschriften nachzuahmen — worin ihr eine namhafte Summe zur Auswanderung gegeben wurde, und ein College aus dem Ballet, dessen Bewerbung sie früher immer abgewehrt hatte, war mit ihr gegangen.

Man hatte meine Papiere confiscirt, ich glaube ganz sicher zu wissen, daß mein Vater es veranlaßte, er traute mir nicht und wollte mich salviren.

Bei meinen Papieren lag auch ein Andenken von der Geliebten; es war ein kleines dünnes rothes Bändchen, in der Mitte geknüpft, an beiden Seiten abgerissen, sie hatte mir's in einer glückseligen Stunde geschenkt. Ich hatte es auf ein Blatt gelebt und darunter geschrieben: Talisman.

Ich erhielt alle meine Papiere zurück, das Bändchen aber nicht; mein Vater hatte es mit dem Briefe an meine Geliebte geschickt und dazu in meinem Namen geschrieben: Bei diesem Zeichen fordere ich dich auf, dem Ueberbringer in Allem Folge zu leisten.

Mein Vater sagte mir: Die, die du deine Frau nennst, ist auf meine Anordnung mit dem Kinde abgereist. Ich erhielt durch eine ehemalige Vertraute noch einen Brief von ihr, worin sie mich fragte, ob ich das Kind habe rauben lassen; es sei bei der Abfahrt des Schiffes plötzlich verschwunden gewesen.

Was haben Sie? warum erschrecken Sie?" unterbrach er sich plötzlich.

Ich faßte mich und bat, daß er weiter erzähle.

„Ich verließ meinen Vater," fuhr er fort, „und habe ein abenteuerliches Leben geführt. Pfui! ich war auch Croupier an der Spielbank, und dort hörte ich, daß mein Vater gestorben sei. Ich hatte ihn noch Tags vorher Rollen Goldes setzen sehen; er hatte mich nicht erkannt.

Ich lernte zufällig den Baron Arven kennen, und durch ihn erhielt ich die Försterstelle in seinen

Waldungen, nachdem ich drüben beim Waldprofessor, den Sie ja auch kennen, als Forstgehülfe gelernt.

Ich trage einen fremden Namen, und mit ihm will ich sterben, aber vorher noch meine lebendigen Knochen verwenden.

Ich war immer noch unschlüssig, jetzt hat mir etwas die Entscheidung gegeben, und das Schlimme ist gut. Der Bauführer, den Sie jetzt drunten bei der neuen Mühlanlage haben, ist eines meiner Opfer. Ich habe ihn sofort wiedererkannt, obgleich er sich sehr verändert hat. Ich weiß nicht, ob auch er mich erkannt hat, doch glaube ich es fast. Er hat mich nur flüchtig angesehen und dann den Blick gewendet. Es ist gut, daß eines meiner Opfer mir vor die Augen gekommen. Das hat die letzte Trägheit, die Neigung zur Weltverborgenheit in mir verscheucht. Ich muß und will ganz fort. Sie wollen kommen, die Franzosen; sie haben alle Vorbereitungen getroffen, um unsern Wald anzuzünden. Der Bezirksförster da drüben, das Waldjünkerlein mit der Brille — Sie wissen, er ist mir zuwider, er spielt noch immer den flotten adligen Corpsburschen, und dann ist er auch glücklich in der Ehe, hat die kernfrische Frau und Knaben wie junge Wölfe —

ich bin ihm immer ausgewichen; aber ich traf ihn heut' und er gab mir das französische Blatt, worin mit Jubel verkündet wird, daß bald unsere Wälder lichterloh brennen. Da bin aber auch ich entbrannt. Jetzt ist's genug. Ich bin ein guter Schütze; man kann mir, wen man will, im feindlichen Heere bezeichnen, ich hole ihn mit meiner Kugel heraus. Und das Waldjunkerlein hat mir versprochen, meine Stellvertretung zu übernehmen. Er sagt, er übernehme damit auch eine Kriegsleistung, da er nicht fort könne. Mag er sich eine Tugend machen, wie er will! Sei es drum! mein Wald ist in guter Hut; ich kann fort."

Er bat mich nun, mich bei meinem Schwiegersohn, dem Oberst für ihn zu verwenden, und ich versprach es ihm in die Hand hinein.

Ich fragte ihn, ob er gar kein Andenken von Mutter und Kind habe. Er verneinte.

„Und hat das Kind vielleicht ein Andenken von Ihnen?"

„Ich erinnere mich keines. Oder doch! ja! Als ich es zum letzten Male sah, brachte ich ihm Zuckerzeug in einer Tasche, darauf ein Hund gestickt war, der einen Vogel im Maul trägt."

Mir standen die Haare zu Berge. „Wie hieß Ihr Kind?"

„Conradine."

„So stimmt Alles zu. Martella ist Ihr Kind!" rief ich.

Und der Mann packte mich am Arme, als ob er mir den Arm zerbrechen wollte und schrie auf wie ein getroffener Stier.

Allmälig beruhigte er sich. Wir eilten nach unserm Dorfe. Unterwegs sagte er mir, daß er mir's jetzt auch gestehen könne: er habe einen Brief von Ernst. Er sei in Algier in das Heer eingetreten und dort Offizier. Er habe mir nichts davon mitgetheilt, weil er es für unnütz gehalten, Ernst habe ihm auch Aufträge für seine Braut gegeben, er habe sie aber zurück behalten. „Machen Sie mir keine Vorwürfe," schloß er, „ich bin gestraft genug. O, wenn sie vereint worden wären! Wie soll ich Kind sagen, wie soll ich das Wort Vater hören?"

Als wir von der Sägemühle weg bergan gingen, rief er mit heiserer Stimme: „Hier war's, hier stieg sie in der Dämmerung vom Wagen, hier an diesem Baume; ich hörte ihre Stimme, es war die ihrer

Mutter, ich wollte es nicht glauben, hier an diesem Baume."

Rothfuß kam uns entgegen. „Haben Sie sie gesehen? Bringen Sie sie?"

„Wen denn?"

„Sie ist fort mit dem Bäcker Lerz, der Marketender geworden ist. O, der verfluchte Hund!"

„Wer denn?"

„Martella ist fort, verschwunden."

Rautenkron packte einen jungen Baum am Wege und schüttelte und zerknickte ihn mitten von einander, daß es krachte. Dann sank er in die Kniee. Wir hoben ihn auf.

„Es ist recht so; es mußte so sein," sagte er, „hier an dieser Stelle — erinnern Sie sich noch — habe ich Sie gewarnt, als Ihre Frau sie abholte. Sag' mir, du kluger Mann, was war das? Ich hörte etwas in ihrer Stimme und wollte es nicht glauben. Du, Turenne," wendete er sich zu seinem Hund, „du hast ihren Hund erwürgt, sei ruhig, ich hab dir's ja befohlen."

Dann folgte er still in mein Haus.

Wir gingen in ihre Kammer. Sie hatte nichts mitgenommen, als das gestickte Täschchen, das früher

beständig über dem Spiegel gehangen hatte und den Schützenbecher Ernst's. Die von der Mutter ererbten Kleider hatte sie wohlgeordnet zusammen gelegt.

Wir fragten Rothfuß, seit wann sie verschwunden sei.

Man hatte sie bereits seit gestern Morgen gesucht, vergebens; keine Spur, wohin sie sich gewendet, war zu finden.

Rautenkron verließ die Stube und ging in den Garten. Dort saß er lange und hielt die Flinte zwischen den Knieen. Ich bat ihn, mit mir in's Haus zurückzukehren. Er hob das zur Erde gewendete Angesicht nicht auf. Ich bat ihn, mir seine Flinte zu geben. Da schaute er auf, und mit einem seltsamen Lächeln sagte er: „Sorgen Sie nicht! ich bin nicht der Narr, der sich erschießt."

Ich ging davon.

Nach einer Weile hörte ich einen Schuß. Ich eilte nochmals hinab. Da stand Rautenkron aufrecht. Er hielt die Flinte in beiden Händen; vor ihm lag sein schöner brauner Schweißhund todt.

Als Rautenkron mich sah, rief er: „Da, sehen Sie! jetzt bin ich ganz allein. Ich habe den Turenne

Ihnen schenken wollen; aber es ist besser, er ist todt. Das Thier hätte so dumm sein können, Verlangen nach mir zu haben."

Trommelwirbel erscholl vom Gebirg. Der Oberst kam mit seinem Regimente. Alles rannte ihm entgegen.

Und der Engländer stand am Ufer und angelte.

